This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Rheinisches

Odeon.

1836.

Rheinisches

Odeon.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

JUN 27 1990

Herausgegeben

von

J. Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler.

Erster Jahrgang.

Coblenz, 1836.
In Commission bei J. Hölscher.

Inhalt.

		Seite
Bechstein, Ludw.,	Kindesrede	15
	Die Dichter	15
	Im Bade	18
Brandenbusch, C.,	Kriegers Tod	234
Braunfels, Ludw.,	Der Fischer von Cannes .	206
	Hochzeitlieder aus der Bretagne	209
	Die schwarzen Raben . .	221
Cornelius, Pet. v.,	Sehnsucht	262
Czarnowski, O. v.,	Des Dichters Stammbaum	328
	Des Herzens Wünschelruthe	329
De Noël, M. J.,	Die Philosophen-Büsten .	237
	Der Leinenweber	239
	Licht und Schatten . . .	240
Dörnberg, Carl,	Romanze	227
	Der Sohn der Nacht . .	229
Drimborn, F. G.,	Burg Stolzenfels	202
Egenter, J.,	Der Rosenkranz	20
	Im Walde	22
Fischbach, P. J.,	Sankt Arnolds Schnellritt .	87
	Sehnsucht	91
	Das Seelenamt um Mitternacht	93
	Der Hain	97
Förster, Fr.,	Die wandernden Musikanten	241
	Thorheit	243
Freiligrath, Ferd.,	Der Reiter	337
	Der ausgewanderte Dichter	342

		Seite
Fuß, J. D.,	Naturae gaudia, felix, Pectore quem puro jussit amare Deus . . .	99
	In corde, quo fidus, quaere	118
Gasperini, Ed.,	Leid	245
Geib, Carl,	Die Kapelle auf dem Stromberg	136
Guth, P. J.,	Der junge Falke	121
	Das Bürschchen	123
	Lied einer Novize	125
Hoffmann, H.,	Bettlerlied	264
	Angedenken	268
	Vorgeschichte	269
	Die Nacht	270
Hohenhausen, Gert. v.,	Lieder	280
Hub, Ign.,	Der Rheinstrom	349
	Faliero	354
	Das Auto da Fe der Todten	360
	Der Wildhauer	363
Kneisel, C. M.,	Das Gelübde	144
Kreuser, J.,	Der Bramane	247
	Verwechselung	254
	Der Rangstreit	255
	Feste Freundschaft	260
Künzel, H.,	Das Nachtmahl zu Fulda .	193
	Leid und Lied	196
	Hic Caesar transibat . .	198
Landsermann, D. W.,	Ein Feierabend	65
	Heimweh	68
	Reiterstückchen	70
	Waldesleben	74
Lenné, C.,	Der Spruch des Confucius	24
Marées, Ad. v.,	Der alte Waidmann . . .	330
	Der junge Waidmann . .	332
	Sankt Goar	334

		Seite
Müller v. Nidda, O.,	Die Rebe und die Trauerweide	230
	Herz und Lilie	232
	Lied	233
Nänny, J. C.,	An den Gärtner	127
	Sprüche	128
Neumann, K. G.,	Akademiſches Trinklied	76
	Licht	79
	Muſik	80
	Charlotte	83
	An ***	85
Nordeck, Baron v.,	Wahrmund	25
	König Hako	53
Oebeke, F.,	Simſons Tod	59
	Kaiſer Karl im Oeſenberge	62
Reiff, J. J.,	Der Rhein	271
	Spohn's Tod	275
	Adele	278
Reinick, R.,	Kometenlied	321
	Frühlingsaugen	323
	Thörichtes Spiel	325
Schepeler, B. v.,	Der Nachen	313
	Der Undank	317
	Natur und Schöpfung	318
Schlegel, A. W. v.,	An den Dichter des Ramayana	9
	Der nächtliche Beſuch	9
	Sprüche	10
Schnezler, Aug.,	Waldblätter	369
	Uferſpaziergang	373
	Edelmuth	373
	Die drei Savoyarden	374
	Iris	377
	Noah	377
	Albertus Magnus	378
	Schmied's Töchterlein	382
	Gib Acht	383
	Zwei Bildchen	384

		Seite
Scholler, K. F.,	Lied von der Sonne . . .	306
	Der Weih	308
	Im Coliseum	310
	Entschluß	311
	Beruhigung	312
Seidel, H.,	Du	167
Smets, W.,	Heinrich Frauenlobs Bestattung	296
	Herrn Hugo's Pferd . . .	299
	Die Gründung des Heiligen-Geist-Spitals zu Rom durch Papst Innozens den Dritten	301
	Todesahnung	304
	Beruhigung	305
Stieglitz, H.,	Der Thürmer	162
	Winterlied	164
	Der Wanderer	165
Stöber, Ad.,	Robin Hood	170
	Adlerhorst	181
Stöber, Aug.,	Das Mährchen vom Knäblein, vom Mägdlein und der bösen Stiefmutter	184
	Beim Brunnengraben . .	187
	Wolkenveste	188
Voigt, Aug.,	Herbstlied	132
	Frühlingsaufruf	134
	Schmetterlingsleben . . .	135
Weitz, W.,	Der Wunderbaum zu Nußberg	189
Wihl, Ludw.,	Der Knabe auf dem Berge	319
Wüst, J. F. A.,	Das erste Ach	225
Wüst, H. J. F.,	Im Friedhofe	286
	An die erste Frühlingsblume	289
	An die ferne Geliebte . .	291
	Schwanengesang	293

Rheinisches Odeon.

Gedichte

von

August Wilhelm von Schlegel.

Nach dem Indiſchen.

1.

An den Dichter des Ramayana.

Heil Valmikis, dem Waldſänger,
der zum Wipfel der Poeſie
Nachtigallgleich ſich aufſchwingend
immer „Ramas, o Ramas!“ girrt.

2.

Der nächtliche Beſuch.

Die Holde ſchleicht wankenden Tritts dem Trauten zu,
Sie ſucht der Baumwipfel gehelmſte Schatten auf,
Vom Buſen reißt bebend die Hand den Schleier weg,
Und birgt des Monds ſpähendem Strahl ihr Angeſicht.

3.
Sprüche.

1.

Des Lebens gift'ger Baum bietet
zweierlei süße Früchte doch:
Edelgesinnter Freund' Umgang,
und der Dichtung Ambrosia.

2.

Sinnreicher Poesie Vortrag
kürzt die Stunden Verständiger;
Schlaf ist des Thorenvolks Kurzweil,
wüstes Gelag und Zänkerei.

3.

Gleichwie unsterblich, nie alternd,
wirb um Güter und Wissenschaft;
Als faßte schon am Haupthaare
dich der Tod, übe Tugend aus.

4.

Von allen Gütern heißt wahrhaft
das vornehmste die Wissenschaft,

Als nicht käuflich, vor Raub sicher,
jederzeit unerschöpflich auch.

5.

Mit Jugend und Gestalt prangend,
hohen Ahnen entsprossen auch,
Der Unwissende gleicht dennoch
dem geruchlosen Tulpenbaum.

6.

Auch ein Thor kann am Hof glänzen,
prächtig mit Kleidern aufgestutzt.
So lang' er nicht den Mund aufthut,
glänzen kann er so lange wohl.

7.

Mutter und Vater sind Feinde,
welche den Knaben nicht erziehn;
Wie bei Schwänen ein Rohrdommel
nimmt er am Hofe dann sich aus.

8.

Durch Müh' gelingt ein Vorhaben,
durch unthätige Wünsche nicht:
In des schlafenden Leu'n Rachen
laufen Gazellen nicht hinein.

9.

Wen Gefahren zurückhalten,
der ſteigt nimmer zum Glück empor;
Doch wer Gefahren Trotz bietet,
ſteigt empor, wenn er leben bleibt.

10.

Opfer, Schriftleſen, Almoſen,
Buße, Treu', Feſtigkeit, Geduld,
Uneigennutz: die acht Stücke
heißen der Tugend Inbegriff.
Das erſte Doppelpaar üben
manche vielleicht aus Heuchelei,
Das zweite Doppelpaar aber
wohnt in erhabnen Seelen nur.

11.

Vom Böſen Gutes annehmen,
das kann nimmer zum Heil gedeihn.
Wo ſich ein nahes Gift beimiſcht,
wird ſelbſt Nektar ein Todestrank.

12.

Der lebt geiſtlich, entſagt allem;
jener taumelt im Weltgewühl;
Dieſer weiht ſich dem Dienſt Amors:
mannigfach iſt der Menſchen Sinn.

A. W. v. Schlegel.

Gedichte

von

Ludwig Bechstein.

1.

Kindesrede.

Mir sagte schon der Freunde Stimme,
Ich wäre, wie die Kinder sind;
Nun hör' ich's auch von Feindesgrimme,
Und vorwurfsvoll: daß ich ein Kind.
Sie schelten meinen heitern, kindlichen
Und unbefangnen Dichtersinn,
Und treten stolz mit unempfindlichen
Gemüthern höhnend vor mich hin.

Ich lächle zu des Vorwurfs Schwere. —
„Sucht, daß ihr werdet Kindern gleich;"
So klang des frommen Heilands Lehre:
„Denn ihnen ist das Himmelreich!"
Soll folgen ich den kleinen Meisternden?
Folg' ich dem größten Meister nach? —
Ihm nach, der liebend die begeisternden,
Die goldnen Wahrheitworte sprach.

Fern ſei's von mir, mit euch zu rechten,
Viel gröb're Münze nahm ich ein;
Nicht Ehre bringt's, mit euch zu fechten,
Und — „Lob und Tadel muß ja ſeyn —“
Nur eurer kann mich nicht beleidigen,
Vorbei dem Ziel fliegt euer Pfeil;
Nicht braucht's der Wehr, mich zu vertheidigen,
Ich ſteh' am Ziel, zu meinem Heil.

Den Kinderſinn will ich bewahren,
Ob ihr ihn ſcheltet oder lobt,
Und hoffe, gut dabei zu fahren,
Wenn ihr euch längſt habt ausgetobt.
Und ob ihr euch mit hundertfältigen
Schmähungen gegen mich bemüht,
So werdet ihr nicht überwältigen
Die Liebe, die mein Herz durchglüht.

Ich bin der Wanderer der Sage,
Der mit dem weiſen Stabe geht,
In trüber Nacht, am heitern Tage,
Und allen Höllengeiſtern ſteht.
Wenn euer Spuk in Truggeſtaltungen
Laut bellend mir vorübertoſt,
Pflück' ich die Blumen meiner Waldungen,
Und wandle fröhlich und getroſt.

2.

Die Dichter.

Wir Dichter ſind berufen
Auf Sonnentempelſtufen,
Prieſter des Lichts, zu ſtehn.
Dort heil'ge Glut zu nähren,
Zu läutern uns, zu klären,
Bis daß in's Heiligthum wir gehn.

Kein Kröſus kann vergleichen
Sich uns, den reichſten Reichen,
Denn uns gab Gott die Welt.
Uns, Kindern ſeiner Liebe!
Gleich ihm vom Schöpfertriebe
Iſt mächtig uns die Bruſt geſchwellt.

Wir ſind des Worts Bewahrer,
Verkünder, Offenbarer,
Des Worts, das Liebe heißt.
Ja, dreimalheil'ges Lieben
Hat in das Herz geſchrieben
Uns gnadenvoll der Weltengeiſt.

Des Geiſtes ächte Söhne
Umfließt uns Götterſchöne,
Wie Morgenroth die Dſchinn.
Manch Herz in trüben Fernen
Blickt, wie nach Himmelsſternen,
Fromm, hoffend, ſehnend nach uns hin.

Doch treten wohl auch Schmäher
Uns zornvoll, haſſend, näher,
Gleich Söldnern Ahrimans.
Die freu'n ſich, zu entdecken
An unſrer Reine Flecken,
Und glüh'n im Eifer blinden Wahns.

Und die ſo ſtreng verdammen,
Sind auch nur Läutrungsflammen,
Ihr Wort iſt wie ein Brand,
Der wohl verſengt und peinigt,
Doch der von Schlacken reinigt
Das Gold, das ächt in uns entſtand.

In Strahlen reinen Lichtes,
Verklärten Angeſichtes,
Stehn wir um Gottes Tiſch,
Empfangend Himmelsſpeiſe;
Es geht herum im Kreiſe
Der Kelch voll Nektar, klar und friſch.

Wir wandeln rein, entſündigt,
Das Heil iſt uns verkündigt,
Der hohe Meiſter ſpricht:
„Geht hin und taufet mit Feuer,
Daß jeglicher Getreuer
Zum Leben geht, nicht zum Gericht.“

„Die Naphthaflamm' entzündet,
Und innre Glut verkündet!
Vermählt dem Brand Arom!
So folgt ihr meiner Lehre,
Und über'm todten Meere
Der Welt wogt euer Feuerſtrom. —“

3.

Im Bade.

Ueber mir der Himmel,
Unter mir die Fluth,
Ruh' ich so, wie Lakschmi
Auf der Ganga ruht.

Auf des Sees Fläche,
Rein und spiegelglatt,
Schwimmt mein grüner Nachen,
Ein Nelumboblatt.

Eine Lotosblume,
Leuchtend auf dem See,
Blüht empor zum Lichte
Meines Leibes Schnee.

Nicht am Ird'schen haftet
Leidenschaftbewegt
Meines Herzens Sehnen,
Das beruhigt schlägt.

In die Himmelstiefe,
In den blauen Schoos,
Senkt ſich meine Seele,
Ruhig, wünſchelos.

Und ich fühle ſchauernd,
Wonneſüß durchbebt,
Wie einſt über'm Waſſer
Gottes Geiſt geſchwebt.

Ludwig Bechſtein.

Gedichte

von

J. Egenter.

1.

Der Rosenkranz.

Ich hab' einen heiligen Rosenkranz
Von allen möglichen Farben,
Da ist abgezählt mein Leben ganz,
Gold'ne Minuten, die starben.
Ich zähle die Kügelchen ab und auf, —
Das ist mein Lebenslauf!
Und wie aus der goldenen Welt
Eine goldene Perle herniederfällt,
So geht mir ein Stich durch's Herz —
Es ist Todesschmerz! —
Sie ist eines Anderen Weib — —
Der Rosenkranz ist jetzt mein Zeitvertreib.
Es fliegen schreiende Raben um's Haus,
Aber mein Flämmchen löscht noch nicht aus!

Es brennen tiefer in Herz und Hand
Die Perlen vom glücklichen Liebesband;
Ach! freudvolle Thränenzeiten
Im Weiten!
Der letzte Schwur und der letzte Kuß,
Das ist die Perle, mit der ich sterben muß!
Habt Recht, ihr Raben!
Jetzt werd' ich begraben. —
Tod! willst du meine Seele ganz,
Begrab' mich nicht ohne den Rosenkranz!

2.

Im Walde.

Ruhig, Bäume, mit dem Wehen!
Brauche nicht zu euch zu gehen;
Hab' es längst im Herzen stehen,
Daß das Schöne muß vergehen.

Ihr gefällten, schlanken Stämme!
Dürfet mich nicht ewig mahnen,
Daß man, in gerader Bahn
Jubelnd zu dem Himmel steigend,
Auf die Erde fallen kann.

Weg mit den verdorrten Zweigen,
Die, vom Stamme abgerissen,
Ihre Brüder füttern müssen!
Weiß schon lang die graue Lehre,
Daß der Tod das Leben nähre,
Leben selbst den Tod verwehre.

Weg Gedanken! weg Erinnrung!
Hebe nicht den blut'gen Schleier,

Liebe keine Todtenfeier;
Seh' ich Leben, seh' ich Freude
Täglich doch im Leichenkleide.
Ach! wozu Vergangenheit,
Was die Gegenwart mir beut?

Weg, ihr Blumen, die ihr düftet,
Weg! ihr alle seid vergiftet
Vom Verwesungsduft.
Jeder Athemzug der Luft,
Der uns freundlich jetzt erquickt,
Ist vom Tode abgeschickt.

Unbewußt verzehren
Wir bei unsern Jubelchören
Theure, aufgelöste Reste,
Die im Herzen wir verehren.

Ohr und Auge möcht' ich schließen,
Und gedankenlos zerfließen, —
Ja, mein Sterben heißt — Genießen!

J. Egenter.

Der Spruch des Confucius.

Von C. Lenné.

„Mein lieber Magiſter! Er iſt ja beleſen,
Iſt ſelbſt in dem Tempel der Dichter geweſen?
Das Wahre, das Schöne iſt Sein Element!
Ob Er auch den Spruch des Confucius kennt? —“
So fragte der Gutsherr in fröhlicher Laune
Den Meiſter der Schule, der ſtets die Poſaune
Des eigenen Wiſſens mit Dreiſtigkeit blies,
Und ſich als ein Licht der Gelehrſamkeit pries.
„Gewiß! Euer Gnaden! damit kann ich dienen;“
Verſetzte der Schulmann mit wichtigen Mienen:
„Ich las in der Weisheit urälteſtem Buch
Für Leben und Schule den herrlichſten Spruch:“

Ein trüber Geiſt auf heiterm Pfad;
Im beſten Fall der ſchlimmſte Rath;
In guter Zeit ein ſchlechtes Brod;
Ein kurzes Leben, langer Tod.

„Getroffen, Magiſter! oft hab' ich's geſehen,
So mag wol die Schule das Leben verſtehen!
O weiſer Confucius! Kern der Vernunft!
Wie athmet dein Geiſt in der lehrenden Zunft!“

C. Lenné.

Gedichte
von
Baron von Nordeck.

1.
Wahrmund.

1.
Der Günstling und der Neider.

Am Hof des Tartar-Chanes lebte
Ein Mann von seltnem Wahrheitssinn,
Der nicht nach Rang und Würden strebte,
Noch nach verbotenem Gewinn.
Der Name Wahrmund ward ihm gern
Verlieh'n von seinem eignen Herrn,
Weil seine Worte nimmer trogen,
Und weil sein Mund noch nie gelogen.

Des Chanes Marstall, welcher stammte
Von Rossen ächt arab'scher Art,
War anvertrauet seinem Amte,
In dem er Fleiß mit Kenntniß paart.
Stallmeister war er, und bekannt
Im ganzen weiten Tartarland,
Daß eine trügerische Kunde
Noch niemal kam aus seinem Munde.

Obwohl er in der Großen Bunde
Schon glänzet als der erste Stern,
So wuchs er doch mit jeder Stunde
Noch höher in der Gunst des Herrn,
Der hoch entzückt darüber war,
Daß Einer in der Diener Schaar,
Auch wenn er zu mißfallen wagte,
Ihm doch die reine Wahrheit sagte.

Drob in der Brust der Neid entbrannte
Des Chanes mächtigstem Vezier,
Den man bisher am Hofe kannte
Als seiner Großen erste Zier.
Ihm keimte in der stolzen Brust,
Von Neid erzeugt, die böse Lust.
Kein Mittel kann ihm Ruh' erwerben,
Als seinen Todfeind zu verderben.

Doch ob er gleich zu vielen Malen
Verläumdungen sich ausersann,
Und mit den feinsten Hofkabalen
Den neuen Günstling fest umspann,
So scheitert dennoch alle Kunst,
Ihm zu entzieh'n des Chanes Gunst;
Vor Wahrmund's Worten schwand die Lüge
Wie Nebel vor dem Sonnensiege.

Das wurmte tief im tiefſten Herzen
Den ſtolzerfüllten Großvezier,
Des Haſſes und des Neides Schmerzen
Verzehrten ihn wie Flammen ſchier;
Und als er einſtens zornbeſchwert
Vom Hof in ſeine Wohnung kehrt,
Läßt er, vor Wuth beinah' in Thränen,
Die Klagen alſo laut ertönen:

„Weh' mir! nicht länger kann ich's tragen,
Vor Kummer werd' ich untergeh'n,
Mich jetzt in meinen alten Tagen
Erniedrigt und beſchimpft zu ſeh'n!
Stets glänzt' ich als der erſte Stern
Am Hofe in der Gunſt des Herrn;
Schon Mancher mußte meinen Streichen
Mit Schimpf und Hohn am Hofe weichen.

Doch dieſen Wahrmund, der den Schlingen,
Die ich ihm lege, ſtets entgeht,
Vermag ich nicht zu Fall zu bringen,
So feſt auch mein Bemühen ſteht.
Könnt' ich nur einer Lüg' ihn zeih'n,
So würde ſich mein Herz erfreu'n,
Dann ſtürzt' er bald mit Ach und Wehe
Dem Abgrund zu von ſeiner Höhe.“

Das Wort vernahm, im tiefſten Herzen
Gerührt ob ihres Vaters Pein,
Die ſchlanke Hoſchendam mit Schmerzen,
Des Großvezieres Töchterlein.
Und ſie begann zum Vater drauf:
„Wenn du mir läſſeſt freien Lauf,
So will ich's dir bis Morgen fügen,
Daß Wahrmund ſoll den Chan belügen!“

„Kind,“ ſprach der Großvezier in Freuden,
„Wenn deine Klugheit dies erſinnt,
So will ich dich in Perlen kleiden,
Ich faſſe dich in Gold, mein Kind!
Thu' was du willſt,“ ſo ſpricht er drauf,
„Ich laſſ' dir gänzlich freien Lauf,
Nur ſuch' die Sache ſo zu fügen,
Daß Wahrmund muß den Chan belügen.“

Die Jungfrau eilte drauf von hinnen
Mit ſchnellem Schritt in ihr Gemach,
In's Werk zu richten ihr Beginnen,
Wie ſie dem Großvezier verſprach.
Dort holte ſie den Schmuck hervor,
Den ſie zu Feſten ſich erkor,
Juwelen, Perlen und Geſchmeide,
Hell funkelnd auf dem ſeidnen Kleide.

Geſchäft'ge Dienerinnen waren
Sie zu bedienen dort bereit,
Schön faſt wie ſie und jung an Jahren,
Daß ſie ſich ſelbſt des Anblicks freut.
Im Kreiſe, wo die Anmuth wohnt,
Die rings in Aller Mienen thront,
Begann ſie nun, ſich mit Entzücken
Gleich einer Königin zu ſchmücken.

Daß ſtrahlender noch ſei zu ſchauen
Der Schnee der Haut, der Stirne Glanz,
Färbt ſie mit Indigo die Brauen
Und auch der Wimper zarten Kranz;
Mit Spießglanz färbt ſie dann die Haut
Der Augenlieder, zart gebaut,
Und taucht, als dies geſcheh'n, behende
In Hennaſaft die ſchönen Hände.

In Atlas hüllt ſie drauf die Glieder,
Der feuerfarbig ſie umwallt,
Und flammend bis zum Knie hernieder
Umfloß die reizende Geſtalt.
Ein reicher Diamantenkranz
Umſtrahlt den Leib wie Sternenglanz,
Am Knöchel ſchimmert mit Geſchmeide
Das Unterkleid von weißer Seide.

Der weiße Nacken ward umzogen
Mit einem reichen Perlenring,
Der tief herab in weitem Bogen
Bis auf den Buſen niederhing;
Und Stiefelchen von Saffian
Zitronengelber Farb' umfah'n
Den kleinſten Fuß, man darf es ſagen,
Der je ein ſchönes Weib getragen.

Der reichſte Turban, ſchön gebunden
Aus weißen Stoffen, ward zuletzt
Um Stirn und Locken ihr gewunden,
Mit Perl' und Edelſtein beſetzt.
Topas, Rubin, Smaragd, Saphir,
Durchkreuzen ihre Farben hier,
Und drüber in gefäll'gen Bogen
Sieht man des Reiherbuſches Wogen.

Ein Glanz, der faſt das Auge blendet,
Die reizende Geſtalt umwand,
Und als ſie gänzlich nun vollendet,
Und ſo im Kreis der Jungfrau'n ſtand,
Erſchien ſie einer Houri gleich,
Die aus des Paradieſes Reich,
Durch Schönheit alles zu beſiegen,
Zu Sterblichen herabgeſtiegen.

2.

Die Jungfrau und der Stallmeister.

Die Sonne war indeß gesunken,
Am Himmel stand des Mondes Pracht,
Und Hoschendam, von Hoffnung trunken,
Vertrauend ihrer Schönheit Macht,
Umhüllt mit einem Schleier dicht
Ihr reizgeschmücktes Angesicht,
Und eilt aus ihrer stillen Klause
Zu Wahrmund's nah' gelegnem Hause.

Dort eilt sie durch der Diener Schaaren,
Die auf den Stiegen, im Portal,
Zum Dienst des Herrn versammelt waren,
In den mit Glanz erhellten Saal.
Hier fand sie den beglückten Mann,
Auf dessen Untergang sie sann.
Allein mit ihm an diesem Orte
Begann sie täuschend solche Worte:

„Verletzend alle Zucht und Sitte,
Der Frauen allerstrengste Pflicht,
Tret' ich besorgt, mit scheuem Tritte,
O Wahrmund, vor dein Angesicht!

Dein hoher Sinn, dein Edelmuth,
Hat mir der Liebe heiße Glut
Mit aller Qual, die ſie verkündet,
In jugendlicher Bruſt entzündet!

Drum ſtoß' nicht grauſam mich von hinnen,
Wenn ich dir unbekannt auch bin;
Nur kurzen Troſt laß mich gewinnen
Für meinen tiefbetrübten Sinn!
Die Nacht nur laß' mich bei dir ſeyn,
Und deines Anblicks mich erfreu'n,
Und noch bevor die Sterne bleichen,
Will ich mich wieder heimwärts ſchleichen."

Sie ſprach's, und Wahrmund, voll Entzücken
Ob ſolcher Anmuth der Geſtalt,
Naht ihr mit ſehnſuchtsvollen Blicken,
Von heißer Liebesglut durchwallt.
Er faßt ſie bei der ſchönen Hand,
Und zog bei ſanftem Widerſtand,
Es bebten ſchüchtern ihre Glieder,
Sie zu ſich auf das Sopha nieder.

Drauf ſprach er: "Faſſe Muth mein Leben,
Vertreib die blöde Schüchternheit!
Als Sklave bin ich dir ergeben,
Zu jedem Dienſte dir bereit!

Dein Nahen hat mich hoch beglückt,
Und deine Rede mich entzückt;
Du hauchteſt mir in's Herz die Liebe,
Schon fühl' ich ihre ſüßen Triebe.

Nie ſtrahlte Anmuth meinen Blicken,
Die mich mit ſolchem Zauber band;
Schön iſt dies Füßchen zum Entzücken,
Schön dieſe zartgeformte Hand;
Und wenn dein Antlitz, welches dicht
Der Schleier hüllet, dem entſpricht,
Bin ich von allen, die geboren,
Zum Hochbeglückteſten erkoren!"

„O du gewährſt mir neues Leben,"
Gibt jen' ihm drauf das Wort zurück,
„Denn deiner Macht iſt es gegeben,
Zu gründen meines Lebens Glück!"
„Wie das, Geliebte? rede, ſprich!
Was ich vermag iſt nur für dich!
Gebeut nur, und es ſoll dein Willen,
Wenn ich's vermag, ſich ſchnell erfüllen."

„Mir träumte dreimal nach einander,"
Fiel ihm darauf die Jungfrau ein,
„Wenn mir's geläng', mit dir ſelbander
Zu ſchmauſen traulich im Verein

Von einem Roß des Chanes Herz
Und Leber unter frohem Scherz,
So würde treu mir sonder Wanken
Das Glück bis zu des Grabes Schranken.

Dies träumte mir in dreien Nächten,
Und was man dreimal träumt, wird wahr!
Den Faden meines Glück's zu flechten
Vermagst du drum für immerdar!"
„Weh' mir, Geliebte!" fiel darauf
Ihr jener in der Rede Lauf,
„Ein Roß des Chanes soll ich morden,
Das meiner Hut vertrauet worden?

Dies würd' ich büßen mit dem Leben,
Es streitet gegen meine Pflicht;
Gern will ich eins von meinen geben,
Doch von des Chanes Rossen nicht!
Das schönste wähl' aus meinem Stall,
Wenn dir's gefällt, so nimm sie all'!
Was mein ist, will ich dir gewähren,
Nur Unrecht wolle nicht begehren!"

„O, wär ich doch daheim geblieben!"
Fiel drauf die Jungfrau wieder ein,
„Du sprichst mir von der Liebe Trieben,
Und doch gewährst du solche Pein?

Du weigerſt hart die Bitte mir,
Die zu erfüllen ziemte dir!
Wird nur dem Chan Bericht geſendet,
An Krankheit ſei ſein Roß verendet,

So glaubt er's ohne Widerrede,
Und ſeine Gunſt bleibt dir beſteh'n!"
So ſprach ſie, und im Strom der Rede,
Als ſei's von ungefähr geſcheh'n,
Schlug ſie den Schleier halb zurück,
Und ſchaut ihn an mit tiefem Blick,
Und ihrer Reize ganze Fülle
Strahlt ihm entgegen ſonder Hülle.

Warm drang's ihm zu des Herzens Tiefen,
Das Aug' erblindet ihm beinah',
Gefühle weckt es, welche ſchliefen,
Er wußte nicht, wie ihm geſchah.
Und wenn ſie jetzt von ihm begehrt,
Den Chan zu morden mit dem Schwert,
Dem er mit Treue zugewendet,
Er hätt's in blinder Glut vollendet.

Sie ſind nach wenig Augenblicken
Im Marſtall, den bei Fackelſchein
Des Chanes Roſſe zahllos ſchmücken,
Zur Schau geſtellt in lange Reih'n.

Geſondert von den andern ſtand
Zunächſt dem Eingang an der Wand
Ein Rappe, der durch Schönheit Allen
Zuerſt in's Auge mußte fallen.

Schwarz glänzt er, wie des Raben Flügel,
Der Kreiſ' im Strahl der Sonne zieht;
Dem Hirſch, der über Berg und Hügel,
Durch Thäler und durch Wälder flieht,
Erſchien er gleich an Leichtigkeit,
An Kraft und an Behendigkeit;
Schnurgrade war ſein ſchlanker Rücken,
Und Feuer ſprüht aus ſeinen Blicken.

Viel Pracht iſt um ihn her zu ſchauen,
Die ſeiner Schönheit wohl entſpricht;
Die Krippe war mit Kunſt gehauen,
Aus Marmor, weißer als das Licht,
In welcher man zu jeder Zeit
Ihm Fülle goldner Körner beut,
Und unter ſeinen Hufen glänzet
Der Goldbeſchlag, der ſie bekränzet.

Die Jungfrau mit verſtelltem Triebe
Begann zu Wahrmund dieſes Wort:
„Nimm dieſen Rappen mir zu Liebe!“
„Wie, Theure, dieſen Rappen dort?

Das Lieblingsroß des Chanes? nein!
Den kann ich dir unmöglich weih'n!
Gern will ich alles dir gewähren,
Nur dieſes wolle nicht begehren!"

Die Jungfrau aber feſt vertrauend
Auf ihrer Schönheit Allgewalt,
Auf Wahrmunds heiße Liebe bauend
Begann zu jenem dergeſtalt:
"Hat denn die Liebe keine Pflicht?
Gewährſt du dieſen Wunſch mir nicht,
Verlaſſ' ich dich im Augenblicke,
Und kehre nie zu dir zurücke!"

Um Wahrmund iſt es jetzt geſchehen,
In ſchnellern Pulſen rollt ſein Blut,
Er kann nicht länger widerſtehen,
Ihn treibt der Liebe heiße Glut.
Der Dolch in ſeinen Händen blinkt,
Und ſieh', im Augenblicke ſinkt
Der Rappe, kaum ſo ſtolzen Muthes,
Zu Boden unter Strömen Blutes.

3.

Die Jungfrau.

Reich war die Nacht an Freud' und Wonne
Für Wahrmunds Herz, von Lieb' entbrannt.
Als ſich beim erſten Strahl der Sonne
Die Schön' aus ſeinen Armen wand,
Schien ihm die Seligkeit der Nacht
Ein Traum, aus dem er kaum erwacht,
Der täuſchend ihn verlaſſen eben,
Um bittern Qualen Raum zu geben.

Die Jungfrau, die mit falſchem Herzen
Und heuchelnd geſtern zu ihm kam,
Verließ ihn unter heißen Schmerzen,
Mit Thränen und in tiefer Schaam.
Verwandelt war ihr ſtolzer Sinn,
Sie neigte ſich zur Demuth hin;
Der, den ſie geſtern wollte morden,
War ihrem Herzen theuer worden.

Gefühle hatte ſie geheuchelt,
Die nie empfunden ihre Bruſt,
Und mit der Hoffnung ſich geſchmeichelt,
Zu feiern des Triumphes Luſt.

Sie hatte, trotzend der Gefahr,
Sich ſtärker wähnend, als ſie war,
Ein loſes Spielwerk ſich geſchaffen
Aus Amors fürchterlichen Waffen.

Sie wollte kühn ſich unterwinden,
Der Liebe zaubriſche Gewalt
In Wahrmunds Buſen zu entzünden
Durch ihre reizende Geſtalt;
Und wollte, kalt und ungerührt,
Durch keine Lockung ſelbſt verführt,
Das Opfer ihrem Stolze weihen,
Und ſeiner Qualen ſich erfreuen.

Doch furchtbar traf des Gottes Rache,
Mit deſſen Waffen ſie geſpielt;
Entſchlummert war des Herzens Wache,
Da ſie der Sinne Macht gefühlt;
Zu mächtig von der Glut bewegt,
Die ihre Schönheit angeregt,
War ſie dem Liebeskampf erlegen,
Auf Stärke bauend zu verwegen.

Und von demſelben Augenblicke,
Da ſie erlag der kurzen Luſt,
War jeder Haß und jede Tücke
Verſchwunden aus der falſchen Bruſt.

Sie fühlt es unter bitter'm Schmerz,
Daß ihr zerrißnes armes Herz
Gezwungen den Verführer liebte,
Der doch so bitter sie betrübte.

„Weh' mir, was hab' ich doch begangen?„
Rief sie verzweifelnd, „welche Noth
Hält mich durch eigne Schuld umfangen!
Den Untergang, den sichern Tod
Bereitet' ich mit Hinterlist
Dem Manne, der mir theuer ist,
Den zu erretten, tausend Leben
Ich jetzt mit Freuden würde geben!„

So klagte sie, als sie die Schwelle
Von ihres Vaters Haus betrat,
Wo ungeduldig ihr zur Stelle
Der Großvezier mit Fragen naht,
Und sie bestürmt, und sie beschwört,
Daß sie die Antwort schnell gewährt,
Ob glücklich ihre List gelungen,
Und das erwünschte Ziel errungen.

Die Jungfrau an des Hauses Pforte
Bestürmt mit Fragen unverseh'n,
Vergaß die Folgen ihrer Worte,
Und sagt' ihm alles, was geschehn.

Umfaßte alles ihr Bericht?
Nein alles, alles eben nicht.
Die Thränen und die Glut der Wangen
Bezeugten, was ſie übergangen.

Kaum aber war der Jungfrau Munde,
Die außer Faſſung ſich befand,
Entfloh'n die unheilvolle Kunde
Vom Rappenmord durch Wahrmunds Hand,
So fielen ihr mit Schreck und Schmerz
Die Worte glühend auf das Herz,
Die unbedachtſam und verblendet
Sie an den Großvezier gewendet.

Sie ſank mit flehender Geberde,
Im Herzen der Verzweiflung Drang,
Zu ſeinen Füßen auf die Erde,
Indem ſie ſeine Knie' umſchlang,
Und fleht den Vater kummervoll,
Zu unterdrücken ſeinen Groll,
Und ſchonend nicht zu offenbaren
Das, was er jetzt von ihr erfahren.

Allein der Großvezier im Grunde
Des falſchen Herzens hocherfreut
Durch dieſe ſo erwünſchte Kunde,
Die ſeinen Hoffnungen ſich beut,

Beachtet nicht der Tochter Fleh'n,
Und hieß sie unsanft von sich geh'n,
Indem er, spottend ihrer Bitte,
Das Haus verließ mit schnellem Schritte.

Jetzt stürmen der Verzweiflung Qualen
Auf Hoschendams gefoltert Herz;
Auf ihrem Angesichte malen
Sich Furcht und namenloser Schmerz;
Sie unterliegt des Kummers Macht,
Ihr Auge hüllet sich in Nacht,
Erschlaffend wanken ihre Glieder,
Und auf den Boden sinkt sie nieder.

4.

Der Tartar-Chan.

Auf goldnem Divan saß im Saale,
Umringt von königlicher Pracht,
Umleuchtet von der Hoheit Strahle,
Des Tartar-Chans erhab'ne Macht,
In tiefer Demuth aber stand,
Die Stirn' dem Boden zugewandt,
Der Großvezier, des Reiches Hüter,
Erwartungsvoll vor dem Gebieter.

„Nein,“ ſprach der Chan zum Großveziere,
„Dein Argwohn irrt! es kann nicht ſeyn,
Daß eigner Vortheil ihn verführe
Zu Lügen oder falſchem Schein!
Stets fand ich unter Ernſt und Scherz
Der Wahrheit treu ſein edles Herz;
Noch nimmer hat ſein Wort getrogen,
Noch nie hat Wahrmund mich belogen!“

Allein der Großvezier dagegen
Begann in Demuth und verzagt:
„Vergib dem Sclaven, der verwegen
Dir, Herr, zu widerſprechen wagt!
Ich fürchte, daß an dieſem Ort
Mit falſchem, heuchleriſchem Wort,
Der, den du ſtets ſo hochgeachtet,
Noch heut' dich zu belügen trachtet.“

Darauf, als unverbürgte Sagen,
Erzählt er, was in vor'ger Nacht
Im Stall des Chans ſich zugetragen,
Den Mord, den Wahrmund ſelbſt vollbracht.
Doch daß es ſeine Tochter war,
Die jenen lockend in Gefahr
Zu ſolcher Frevelthat verführet,
Ließ er wohl weislich unberühret.

Der Chan, ſobald er dies vernommen,
Sprang ſchleunig auf von ſeinem Sitz;
Der Zorn war ſeiner Bruſt entglommen,
Verderben droht der Augen Blitz.
„Wenn's wahr iſt,“ ſpricht er, „was dein Mund
Mir eben gab durch Worte kund,
Wenn jener, ſein Vergeh'n zu decken,
Sich hinter Lügen will verſtecken,

Soll er ſein Haupt dem Henker geben!
Du ſiehſt, Vezier, ich wage viel;
Des Freundes mir ſo theures Leben
Verwegen ſetz' ich's auf das Spiel.
Doch Gleiches muß dem Gleichen ſteh'n,
Soll es nach Recht und Ordnung geh'n!
Bleibt jener wahr in allem Theile,
So fällt dein Haupt dem Henkerbeile!

Schon lang' iſt mir es nicht entgangen,
Wie du mit Hinterliſt und Kunſt
Dich eifrig müheſt, voll Verlangen,
Ihn zu berauben meiner Gunſt.
Dies iſt der letzte Wurf im Spiel,
Du ſtehſt jetzt nahe deinem Ziel!
Ob du's verloren, ob gewonnen,
Kommt bald an's helle Licht der Sonnen!“

Als kaum der Chan dies Wort geendet,
Tritt Wahrmund ein mit eil'ger Haſt;
Zu dem Gebieter er ſich wendet,
Indem er knieend ihn umfaßt.
„Herr!“ ſpricht er, „daß aus deinem Mund
Der Martertod mir werde kund,
Den meine Handlungen verdienen,
Bin ich in Demuth hier erſchienen!

Groß iſt die Schuld, die mich beſchweret,
Denn wiſſe nur, durch den Verluſt
Der Freude, welche dir gehöret,
Erkauft' ich frevelnd meine Luſt!“
Darauf erzählt er treu und klar,
Was vor'ge Nacht geſchehen war,
Und als er den Bericht geendet,
Er ſich zum Herrſcher alſo wendet:

„So mächtig wurzelt mir im Herzen
Des Böſen wuch'reriſche Saat,
Daß nicht einmal der Reue Schmerzen
Mich peinigen ob meiner That;
Denn mir erſcheint die vor'ge Nacht,
Die Wonne, welche ſie gebracht,
Ein Preis, für den ich gern das Leben
Zum zweitenmale würde geben.

Drum, Herr, laß keine Gnade walten,
Kein Mitleid werde mir beſcheert;
Laß ganz dein Herz für mich erkalten,
Ich bin der Milde nicht mehr werth!
Auch bürgt dir ferner kein Geheiß,
Daß ich nicht um denſelben Preis,
Wenn mir's an Feſtigkeit gebräche,
Noch mehr der Roſſe dir erſtäche!"

Er ſprach's im Wahn, daß er dem Grimme
Des Herrſchers werd' ein Opfer fall'n;
Allein der Wahrheit Zauberſtimme
Vernahm der Chan mit Wohlgefall'n,
Und ſchaute mit zufriednem Sinn
Nach dem Veziere ſpöttiſch hin,
Der bleich wie Marmor und in Zagen
Nicht wagt die Augen aufzuſchlagen.

Bevor indeſſen noch zum Worte
Der Chan eröffnete den Mund,
So gab ſich an des Saales Pforte
Ein plötzliches Geräuſche kund,
Und eine Jungfrau ſtürzt herein,
Im Antlitz Kummer, Angſt und Pein,
Und wirft mit ſtürmiſcher Geberde
Sich vor dem Herrſcher auf die Erde.

Sie war es ſelbſt, von Gram umfangen,
Die reizende Verführerin;
Es netzten Thränen ihre Wangen
Und perlten auf den Buſen hin.
Mit der Verzweiflung Jammerton,
Dem ſelbſt die Hoffnung ſchien entfloh'n,
Begann ſie, ſich zum Herrſcher neigend,
Und mit der Hand auf Wahrmund zeigend:

„Herr! ich beſchwör's bei meinem Leben,
Daß dieſer hier unſchuldig iſt!
Die Schuld von dem, was ſich begeben,
Trag' ich allein durch meine Liſt!
Ich bin's, die liſtig ihn verführt,
Die gleißneriſch ſein Herz gerührt!
Ich trag' allein die Schuld der Sache,
Mich treffe deine ganze Rache!“

Sobald er dieſe Kund' erhalten,
Beginnt der Chan: „Seltſam, fürwahr!
Hier muß noch ein Geheimniß walten,
Mir iſt das Ganze noch nicht klar!
Wer biſt du, Mädchen? rede, ſprich!
Mit welchem Namen nennt man dich?
Auch wie ſich deine Eltern nennen,
Mögſt du, der Wahrheit treu, bekennen!“

Gehorſam jene drauf bekennet:
„Was du gebeutſt, berichte' ich dir:
Ich werde Hoſchendam benennet,
Mein Vater iſt der Großvezier."
„Der Großvezier!" voll Staunen ſpricht
Der Chan die Worte mit Gewicht.
„Der Großvezier? — ha! nun entſchwinden
Die Zweifel, welche mich umwinden!"

Er mißt den Saal mit langen Schritten,
Gedanken wälzend durch den Sinn,
Und über ſeine Stirne glitten
Des Zornes ſchwarze Wolken hin.
Doch endlich hält er an im Geh'n,
Und bleibt vor dem Veziere ſteh'n;
Und in des Unmuths düſtrer Fehde
Spricht er zu jenem dieſe Rede:

„Weh' dir! du biſt entlarvt, Verräther,
Denn jetzt durchſchau' ich deinen Plan!
Erbebe, bleicher Miſſethäter,
Bei des gerechten Richters Näh'n!
Verloren iſt dein kühnes Spiel!
Du ſtehſt an deiner Tage Ziel!
Du büßeſt auf dem Blutgerüſte
Für dein verbrecheriſch Gelüſte!

„Dir aber, Wahrmund, sei vergeben!“
Er sich darauf zu diesem kehrt,
„Denn solchen Reizen widerstreben,
Das ist, fürwahr, zu viel begehrt!
Bei solcher Schönheit Zaubermacht
Hätt' ich für eine süße Nacht
Auch keinen Augenblick verloren,
Den ganzen Marstall zu durchbohren.

Und weil du in dem festen Glauben,
Durch das, was mir dein Mund gestand,
Dich selbst des Lebens zu berauben,
Dennoch die Wahrheit treu bekannt,
So seh' ich's mit Entzücken ein,
Daß nie dein Wort kann unwahr seyn.
Du kannst hinfort auf mein Vertrauen
Noch sicherer als vormal bauen!

Ich will, daß du dir eine Gnade
Erbitten sollst von meiner Huld!
Wer immer auf der Tugend Pfade,
Wie du, gewandelt sonder Schuld,
Wird diese Gunst sich nur ersehn,
Um etwas Gutes zu erflehn.
Drum was zumeist dein Herz begehret,
Es ist im Voraus dir gewähret!“

„Da ich, o Herr, durch mein Vergehen
Nicht würdig solcher Milde bin,
So darf ich nur für Andre flehen
Zu deinem gnadenreichen Sinn.
Was immer auch der Großvezier
Verbrochen haben mag an mir,
Verzeih ihm, Herr, schenk ihm das Leben!
Ich hab' ihm Alles schon vergeben."

„Wie?" spricht der Chan, und lenkt die Schritte
Zur Stelle hin, wo jener weilt,
„Du, dem der unbegrenzten Bitte
Gewährung im Voraus ertheilt,
Du nützest die Gelegenheit,
Die niemal dir sich wieder beut,
Zu flehen für des Feindes Leben,
Der dich dem Tode wollte geben?

Das muß ich wahrlich groß benennen!
O wandle stets auf diesem Pfad!
Die Götter müssen dir entbrennen
Vor Neid ob dieser schönen That!
Komm an mein Herz, du edler Mann,
Und fühle, daß es lieben kann!
An seinen Schlägen, Freund, erkenne,
Wie warm es für die Tugend brenne.

Erfüllen muß ich dein Begehren;
Doch halt' ich's jetzt für meine Pflicht,
Dir ungebeten zu gewähren,
Was deinem Wunsch zumeist entspricht.
Da nimm sie mit Entzücken hin
Die reizende Verführerin!
Empfang sie jetzt aus meinen Händen,
Sie wird der Tugend Lohn dir spenden!"

Er sprach's, und führte drauf die Schöne
In Wahrmunds Arme, dem beglückt
Die Worte deuchten heil'ge Töne,
Die aus den Sphären ihn entzückt.
„Da nimm sie, ewig sei sie dein!
Als Gatten glücklich im Verein
Vergeßt es nie, daß auf dem Throne
Der beste eurer Freunde wohne!"

Aus allen Mienen strahlt Beglücken,
Es knüpfte sich der Seelen Bund,
Der Herzen wonniges Entzücken
Gab sich durch Freudenthränen kund;
Und Alle lobten ihn zugleich,
Und priesen sein beglücktes Reich,
Daß durch der Götter Gunst in Frieden
Ihm solcher Fürst zum Herrn beschieden.

Und Früchte trugen seine Worte:
Der Großvezier entsagt dem Neid,
Es lebten bis zur Grabespforte
Die Liebenden in Fröhlichkeit;
Und nie mit dankerfülltem Sinn,
Bis zu den spätsten Jahren hin,
Vergaßen sie der schönen Stunde,
Die sie vereint im Liebesbunde.

2.

König Hako.

Was glänzt dort auf Nordlands eisigen Höh'n,
Was auf dem beschneiten Gefilde?
Hoch flattern die Banner im Windesweh'n,
Es blitzen die Schwerter wie Flammen so schön,
Hell blinken die glänzenden Schilde.

Wer ist der Held in der Männer Gewühl,
Im Panzer von bläulichem Stahle?
Tod säet sein Schwert, wo es niederfiel,
Sein Helmbusch wallt in der Winde Spiel
Bei der Sonne leuchtendem Strahle.

Dort kämpft mit der Feinde tapferem Heer
Held Hako, der Sieger im Streite;
Es stehen, gehüllet in blanke Wehr,
Und ringend mit Muth um des Sieges Ehr'
Die Helden dem König zur Seite.

Gewaltig ertobet die blutige Schlacht,
Auf Schilde drängen ſich Schilde;
Hier ſinket ein Held in Todesnacht,
Dort raſſeln Schwerter auf Schwerter mit Macht,
Es dampfen von Blut die Gefilde.

Doch ſiehe, mit dunkelem Nebelflor
Umhüllt ſich des Kampfes Getümmel,
Zuweilen nur zuckt es, wie Blitzen, hervor,
Es trifft ein dumpfes Getöſe das Ohr;
Wie ferner Donner am Himmel.

Auf feurigen Roſſen brauſen daher
Die furchtbar ſchönen Walkyren,
Sie ſauſen wie Sturm durch das Nebelmeer
Dicht über den Häuptern der Helden daher,
Die zu Asgard's Wonnen ſie führen.

Noch Manchen erwartet die ſelige Luſt
In Odins wonnigen Hallen;
Noch Mancher, der jetzt ſich des Lebens bewußt,
Wird heut' als Held mit durchbohrter Bruſt
Im Kampfe dem Siegenden fallen.

Und wird, ehe Sool in die Fluthen ſinkt,
Bei'm Mahl in Walhalla erſcheinen,
Wo ewig das goldene Füllhorn winkt,
Aus welchem Entzücken der Tapfere trinkt,
Und keine Bekümmerten weinen.

Doch jetzt verſtummt das Getöſe der Schlacht,
Wer mochte den Sieg ſich erringen?
Den Wahlplatz deckt mit gewaltiger Macht
Des Nebels dicht umhüllende Nacht,
Sie kann kein Auge durchdringen.

Nur Einen ſeh' ich, er wandelt daher,
Sein Tagwerk hat er vollendet,
Durch dichten Nebel in bläulicher Wehr,
Geſenkten Haupts mit zerbrochenem Speer,
Zum Strande des Meeres gewendet.

Wer iſt der Mann? Es iſt Hako der Held!
Doch wo ſind ſeine Getreuen?
Den Knappen nur ſeh' ich, der treu ſich ihm hält,
Doch wo ſind die Andern, die ſtets ihm geſellt,
Die nimmer den Tod für ihn ſcheuen?

Der König ſchaute mit düſterem Blick
In der Wogen gewaltige Fehde,
Dann wandt' er ſich finſter zum Knappen zurück,
Denn entſchwunden ſchien ihm das lächelnde Glück,
Und ſprach zu jenem die Rede:

„Sag an, warum bin ich mit dir allein?
Wo iſt Biörn, der tapfere Skalde,
Wo Högen der Held, wo die Brüder Mertein,
Wo Alf mit des Auges glutrothem Schein,
Wo Oskar, der Jäger im Walde?"

„Herr, in Walhalla's wonnigem Hain
Wird Luſt ihren Seelen geboten;
Doch auf der Wahlſtatt in dichten Reih'n,
Nie wieder erblickend der Sonne Schein,
Dort liegen die Leichen der Todten!"

„Wo iſt denn Yngurd, der feurige Held,
Und Frode, ſo kundig des Meeres?
Wo Jarl, der ſtets mir in Liebe geſellt,
Wo Nös, der muthig den Bären ſich ſtellt,
Und Erich, der Schwinger des Speeres?"

„Heut, in Walhalla's wonnigem Hain
Wird Luſt ihren Seelen geboten;
Doch auf der Wahlſtatt in dichten Reih'n,
Nie wieder erblickend der Sonne Schein,
Dort liegen die Leichen der Todten!"

Der König verſtummt; keinen einzigen Laut
Entlocken die nagenden Schmerzen;
Nur eine perlende Thräne thaut
Auf dem Antlitz, als er zu Boden ſchaut;
Denn groß war der Kummer im Herzen.

Drauf wandt' er wieder zum Knappen das Wort:
„Geh', laß die Todten mir holen,
Und trage ſie mir an des Schiffes Bord,
Und ſchichte ſie auf dem Verdecke dort,
Gelagert auf eichenen Bohlen!"

Drauf wandert der König hinab an den Strand
Und beſtieg den geflügelten Drachen;
Doch jener, der ſeine Befehle verſtand,
Bemühte ſich eilig mit thätiger Hand,
Nach den Worten des Herrn es zu machen.

Und als er genau nun Alles vollbracht,
So zerrannen die nebligen Düfte;
Vor Dagur's erhellender Strahlenpracht
Entwich die düster umhüllende Nacht,
Und heiter wehten die Lüfte.

Und auf dem Verdeck, auf glänzendem Thron,
Da setzte der König sich nieder,
Er trug auf dem Haupte die goldene Kron',
In der Hand das Zepter, der Götterſohn,
Und Purpur umhüllte die Glieder.

Den Kreis durchschauend herrschenden Blick's,
Wie sonst er Stille geboten,
So saß er da, wie in Tagen des Glück's,
Besiegend die Qualen des herben Geschick's,
Und um ihn die riesigen Todten.

Da plötzlich empor aus des Schiffes Bauch
Schlug die Flamme verzehrende Gluten,
Und pfeilschnell segelnd im Windeshauch,
Hoch wirbeln die Flammen, hoch wirbelt der Rauch,
So schifft er hinaus in die Fluten.

Baron v. Nordeck.

Gedichte

von

Franz Oebeke.

1.

Simſon's Tod.

Zu Gaſa bei dem Dagons-Feſte
Ertönte lauter Jubelſchall:
Es ſaßen freudentrunkne Gäſte
Verſammelt die Philiſter all'.
Die lange Furcht war nun verſchwunden
Und Israel in ihrer Macht,
Seit Simſon's Heldenkraft gebunden,
Geblendet lag in Kerkers Nacht.

Und an dem lärmenden Gelage
Erhub ſich bald der Uebermuth;
Sie achten nicht das Dräun der Rache,
Nur ihrer Lüſte wilde Glut.
„Führt ihn herbei, daß wir uns weiden
An ihm, den bebend wir geſcheut!
Schuf er uns ſonſt viel herbe Leiden,
So dien' er unſrer Freude heut'!"

Es öffnen ſich des Kerkers Thüren;
Man löſet ihm die Feſſeln ab;
Ein Knabe muß den Starken führen,
Die Rechte ſtützt ein langer Stab.
So tritt er her in ſeiner Größe,
Stumm, auglos, fürchterlich zu ſchau'n:
Es ſchweigt urplötzlich das Getöſe,
Und durch die Menge zuckt ein Grau'n.

Doch bald ermannen ſie ſich wieder,
Und gießen Spott und bittern Hohn
Ohn' Unterlaß auf ihn hernieder,
Des Elends jammervollen Sohn.
Sie reichen ihm der Harfe Saiten:
„Hier brauche deine ſtarke Hand!
Dein Spiel ſoll unſer Feſt begleiten:
Du biſt als Meiſter ja bekannt."

Er ſtehet in dem frechen Schwarme,
Sein Mark durchwühlt vom Flammenſchmerz,
Kein Laut ſpricht von dem grimmen Harme,
Es weinet in der Bruſt ſein Herz.
„Und haſt du meiner ganz vergeſſen,
Du meiner Väter milder Gott?
Voll iſt der Leiden Maaß gemeſſen:
Herr, räche mich für ihren Spott!"

Die aber zwangen sonder Weilen
Ihn fort und fort mit Frevelmuth, —
„So leitet mich zu jenen Säulen,
Worauf des Hauses Feste ruht!
Dort will ich euern Wunsch erfüllen,
In Ruhe an den Schaft gelehnt;
Ein neues Spiel soll euch enthüllen
Ein Wunder, was ihr nie gewähnt.“

Sie bringen eifrig ihn zur Stätte,
Sie drängen all' an ihn heran;
Da hebet er, wie im Gebete,
Sein dunkles Antlitz himmelan,
Und jählings mit den mächt'gen Händen
Faßt er der Pfeiler hohen Schaft:
„So mög' mit euch mein Leben enden!“
Er ruft's und neigt sich voller Kraft.

Da bebt der Bau in seinen Fugen,
Die Säulen stürzen mit Gekrach,
Die Balken schmetternd niederschlugen,
Zusammen brachen Mau'r und Dach.
Vergraben starben unter'm Schutte
Der Feinde Lust und Simson's Qual:
Von der Erschlagnen dunklem Blute
Quoll's aus dem grausen Todtenmaal.

2.

Kaiſer Karl im Deſenberge.

Eine weſtphäliſche Sage.

Hört, Wunder will ich melden
Aus einer alten Mähr':
Noch lebt mit ſeinen Helden
Karol, der Kaiſer hehr.

Wol in dem Deſenberge
Ruht er von Siegen aus,
Und zaubermächt'ge Zwerge
Bewachen ihm das Haus.

Da ruh'n auch in den Hallen
Seine Treuen langgereiht,
In trunknen Schlaf verfallen,
Von ſchwerem Bann gefeſ't.

Rings blanke Wehr im Kreiſe
Lockt ſchimmernd wie zum Krieg;
Sie aber athmen leiſe
Und träumen Streit und Sieg.

Und Karl am Felſentiſche,
Das Haupt vom Arm geſtützt,
Im Antlitz Jugendfriſche,
In Mitten der Halle ſitzt.

Lang fällt in weißen Wellen
Hernieder Bart und Haar;
Mit ſeinen Heergeſellen
Harrt er ſchon manches Jahr.

Oft iſt's, als ob ſie ſpüren
Des Lebens neuen Tag;
Dann geht ein freudig Rühren
Entlang das Felsgemach.

Aufſteh'n all' die Genoſſen
Und greifen Schild und Speer;
Doch bleibt der Blick geſchloſſen,
Die Seele ſchlummerſchwer.

Dem Kaiſer nur erhellet
Sich Aug' und Geiſt zumal,
Er ruft, daß weit es gellet:
„Sagt Zwerge des Jahres Zahl!“

Und horcht und Dunkel wieder
Umſchattet ſein Geſicht:
„Legt Kämpen, legt euch nieder!
Die Zahl iſt unſ're nicht.“

Mit dumpfem Raſſeln gleiten
Zu Boden Mann an Mann:
Sie ſchlafen und warten der Zeiten,
Die löſen ihren Bann.

Und er ſitzt wieder am Tiſche
Mit weißem Bart und Haar,
Der Kaiſer, voll Jugendfriſche,
Das Antlitz wunderbar.

Franz Oebeke.

Gedichte

von

Dietrich Wilhelm Landfermann.

1.

Ein Feierabend.

Drei Burſchen ſind am Feiertag
Allein beim Mahl geblieben,
Und einer nimmt das Glas und ſprach:
Nun gelt' es, was wir lieben!
Und was ich lieb', iſt mancherlei,
Und wo ich bin, da iſt es,
In Lüften wandert's ewig neu,
Wo ich hinwende, grüßt es.

Der andre hebt den Becher frei,
Und ſtülpt ihn luſtig nieder:
Und was ich lieb', iſt dreierlei,
Der Wein, das Schwert, die Brüder!
Der dritte mit dem trüben Blick
Hebt kaum das Glas zum Munde:
Ich liebe nur ein einzig Glück,
Das ſtarb zu früher Stunde.

Und aber geht der Becher rund
Mit rothem Blut der Trauben,
Da ſpricht des andern freud'ger Mund:
Es lebe, was wir glauben!
Und was ich glaube, iſt großer Kraft
Und hat euch all' geladen,
Ich glaube an gute Ritterſchaft
Und treue Kameraden.

Der dritte ſpricht und leert ſein Glas:
Ich glaube an Liebestreue,
Und glaube an feſten Manneshaß
Gegen das Loſe, Neue.
Der erſte meint mit leichtem Muth:
Mein Glauben iſt geringe,
Doch glaub' ich, daß ein friſches Blut
Aushelfe aller Dinge.

Und als beim Wein um Mitternacht
Die jungen Herzen offen,
Da ſpricht der dritte Burſch mit Macht:
Es lebe, was wir hoffen!
Was ich hoffe, ſteht zu guter Hand,
Ich hoffe auf lichte Zeiten,
Wo, was wir Liebes hier gekannt,
Die Heimat wird bereiten.

Der erſte meint: ich hoffe frei
Auf ſeine, traute Leute,
Und daß der Jubel ewig ſei,
Und oft ein Tag wie heute.
Der andre dann mit ernſtem Muth:
Eins hoff' ich zu erwerben,
Einen Eichenkranz bei Feindesblut,
Und dann ein ehrlich Sterben.

2.

Heimweh.

Ach hätte ich doch frisches Blut,
Wie die guten Kameraden,
Und käme auch mit leichtem Muth,
Wenn der Feiertag geladen;
Und jubelte die lange Nacht,
Bis der helle Morgen aufgewacht,
Und ließe andre sorgen.

O wär' ich doch ein Reitersknecht,
Wär' mit im Sturm gezogen,
Und hätte für das alte Recht
Den Säbel frei gewogen!
Jetzt schlief' ich wohl bei grünem Baum,
Und träumte meinen stillen Traum,
Bis der jüngste Tag mich weckte.

Ach wär' ich doch ein Gärtnersknab'
Im stillen Friedhofsgarten,
Und dürfte meiner Väter Grab
In treuen Ehren warten!

Und wenn mein junger Morgen graut',
Hätt' ich mir ſelbſt mein Haus gebaut,
Und dürft' mich bei ſie legen.

Ach wär' ich doch im Vaterhaus
Mit meinen Träumen blieben,
Hätt' nimmer in die Welt hinaus
Mein frecher Muth mich trieben!
Ich hütete die Blumen frei,
Die wurden jeden Sommer neu,
Ich ſelber mit den Blumen.

Nun ſitz' ich hier im Kämmerlein,
Und kann nicht leben, nicht ſterben,
Und kann nicht ſtill und heimig ſeyn,
Und auch nicht muthig werben;
Und was ich will, iſt lange todt,
Und was die junge Welt mir bot,
Kann man das auch wol lieben?

3.

Reiterstückchen.

1.

Mein Schatz ist der Säbel,
Der Säbel muß seyn,
Er pfeift durch die Nebel
So freudig hinein.

Mein Schatz ist das Rößlein,
Das Rößlein muß seyn,
Durch Klingen und Spieße
Trägt's treulich hinein.

Mein Schatz ist die Fahne,
Die Fahne muß seyn,
Auf blutige Bahnen
Lockt sie mitten hinein.

Mein Schatz ist zu Hause,
Möcht' gern bei mir seyn,
Einsteck' ich den Säbel,
Und kehr' bei ihr ein.

2.

Mein Schatz ist ein Reiter,
Ein Reiter muß seyn,
Mit dem Roß und dem Säbel
Ist er ganz allein.

Da send' ich ihm Grüße
In die Ferne hinaus,
Die schirmen den Liebsten
In blutigem Strauß.

„Ihr fliegenden Boten,
Was wollt ihr bei mir?"
Nun treibt's in die Ferne,
Und zurücke zu ihr.

„Hast du einst mit dem Liebsten
Den Garten bestellt,
Nun folg' auch dem Reiter
In's blutige Feld!

Nun hänge den Degen,
Mein Herzchen, nur ein,
Auf finsteren Wegen
Mit dem Reiter zu seyn!"

3.

Wenn ich den Weg nicht wußt',
Wußt' ihn mein Säbel.
Hätt' ich was gern gehabt,
Hab' ich's genommen.

Einen Weg wußt' ich nicht,
Auch nicht der Säbel.
Eins hätt' ich gern gehabt,
Durft' es nicht nehmen.

Als mein Kamerade blieb,
Den Weg, den er gangen,
Habe ich oft erfragt,
Und nicht erfahren.

Einen andern Kameraden
Hätt' ich so gern gehabt,
Den Tod werd' ich finden,
Aber keinen Kameraden.

4.

Als ich zog vor Mantua
Mit den Lanzenknechten,
Sprach die Mutter und war so bang:
Sohn, es wird dich reuen!

Mutter, gereuet hat's mich nicht,
Daß ich ausgezogen,
Aber eines iſt mir leid,
Daß ich wieder kommen.

Als mein Schatz das letzte Mal
Mir am Thor gewinket,
Dacht' ich auch, wenn ich wiederkäm,
Wollt' ich ſtille werden.

Als mein lieber Kamerad
Bleich und ſtumm geworden,
Merkt' ich, was ich haben muß,
Soll ich ſtille werden.

4.

Waldesleben.

Kannst du es nicht begreifen,
Was aus dem Walde spricht,
Du kannst vorüberstreifen,
Dein Busen regt sich nicht:

So irr' auf fernen Meeren,
Und lade reiche Fracht,
Und darfst du wiederkehren,
Merk', was die Buche sagt.

In Schachten sollst du gehen,
Graben manch' sauern Tag,
Dann wirst du wohl verstehen,
Was die schlanke Esche sprach.

Fern deinem süßen Kinde
Tritt einsam in den Wald,
Und merk', was aus der Linde
Zu deinem Herzen hallt.

O, in den Kerkernachten
Harr' nur ein banges Jahr,
Und was die Eichen dachten,
Wird dir gewißlich klar.

Und kannſt du ihn verſtehen,
Merkt er auch auf dein Wort,
Darfſt heimig dich ergehen,
An manchem trauten Ort.

Von Heimat, Liebe, Leben,
Und von der Freiheit Macht
Erzähl' ihm ſonder Beben,
Was dein junges Herz gedacht.

D. W. Landfermann.

Gedichte

von

K. G. Neumann.

1.

Akademisches Trinklied.*)

Hoch vom Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns die Jugendzeit gewährt:
So werde denn die Himmelstochter heute
Durch jubelnden Gesang verehrt!
Feierlich schalle der liebliche Sang
Schwärmender Brüder beim Becherklang!

Sie welket bald, der Jugend schöne Blüthe,
Die heute noch uns alle schmückt:
Der Greis wird nicht wie wir vom Jubelliede,
Von Wein und Rundgesang entzückt.
Hebt zum Preise der Jugend den Sang!
Feiert sie, Brüder, beim Becherklang!

*) Es entstand vor fast 50 Jahren, und dankte der schönen Melodie von Schnoor den Beifall, den es fand. Möge es in verbesserter Gestalt auf's Neue freundliche Aufnahme finden! A. d. V.

Bald iſt getrennt der Kreis vertrauter Brüder,
Und mancher, unſern Herzen werth,
Erhöhet heut das Feſt, der morgen wieder
Zurück zu ſeiner Heimat kehrt.
Fei're den Bruderverein, o Geſang!
Feiert ihn, Brüder, beim Becherklang!

Dort werden nicht ihm Jubelchöre ſchallen,
Wo kalter Zwang ihn rings umſchränkt,
Doch müſſe dann die Bruſt ihm höher wallen,
Wenn ſeiner hier der Bund gedenkt.
Schwört, des Fernen zu denken beim Sang,
Schwöret ihm Treue beim Becherklang!

Noch hält die Freud' uns alle hier umſchlungen,
Kein Mißton ſtört die Harmonie.
Der feſten Freundſchaft werd' ein Hoch geſungen!
Sie weich' aus unſerm Kreiſe nie!
Freundſchaft würzet den Jubelgeſang,
Hebet die Herzen beim Becherklang.

So lange Roſen noch die Scheitel kränzen
Und Kuß und Wein die Bruſt uns ſchwellt,
Soll heitre Luſt auf unſern Stirnen glänzen:
Ein Paradies iſt uns die Welt.
Kuß und Trauben würze Geſang!
Feuriger küßt ſich's bei Liederklang.

Der Tage, die wir feierten, wie dieſen,
Woll'n wir als Greiſe noch uns freu'n,
Im Geiſte ſie noch einmal dann genießen
Und in Erinn'rung glücklich ſeyn.
Unvergeßlich ſei uns der Geſang
Schwärmender Brüder beim Becherklang.

So lang ich denn noch athme, will ich trinken,
Mit fühlen, was mein Bruder fühlt,
Mit heitrer Stirn dem Schickſal ſtehn und ſinken
In's Grab, wenn mir's die Parze wühlt.
Denket, Brüder, dann mein im Geſang!
Denkt des Geſchiednen beim Becherklang!

Gewiß! wenn einer aus dem Kreis geſchieden,
Vom bleichen Tod gefordert ab,
Wir denken ſein und wünſchen ſtillen Frieden
In unſres Bruders frühes Grab.
Singt und wünſchet Ruh' hinab
In unſers Bruders frühes Grab!

2.

Licht.

Gott, du biſt Licht!
Das All iſt dir nur Harmonie und Klarheit.
Die Creatur zeigt ſich in nackter Wahrheit;
Dich täuſcht ſie nicht.

Die Welt iſt Licht.
In ſchwere, dunkle Maſſen zwar geronnen
Erſcheint es uns; die Form, die es gewonnen,
Behält es nicht.

Frei iſt das Licht.
Verwandelt ſehn wir ewig die Geſtalten;
Was Form hat, muß verwelken und veralten:
Es kehrt zum Licht.

Gedank' iſt Licht.
Wenn Nervenmark ſich mit dem Blut verbindet:
Was iſt's, das dieſe Maſſe hell entzündet?
Sie wird zu Licht.

Auch ich bin Licht.
Die Nacht entweicht; bald iſt der Kerker offen:
Unſterblichkeit mein Sehnen und mein Hoffen.
Es täuſcht mich nicht.

3.

M u ſ i k.

Ueber die Geiſter
Uebt der Töne Meiſter
Zaubergewalt:
Gefühlen, die verborgen ſchliefen
In des innern Herzens Tiefen,
Gibt er im Augenblick Geſtalt.

Er führet ſchnell durch alle Regionen
Der Leidenſchaft, erweckt und endet ſie,
Läßt Freud' und Kummer bei einander wohnen
Und beide zwingt er, kraft der Harmonie,
Daß ſie dem Schönen unterworfen bleiben,
Nicht regellos das Herz im Sturme treiben.

Der heil'gen Andacht Chor erhebet
Das Herz zu ſeinem höchſten Schwung;
In überird'ſchen Welten ſchwebet
Melodiſche Begeiſterung;
Die Engel ſtimmen feiernd ein:
Ja, Engel müſſen nahe ſeyn.

In Schlachten muß die Tuba ſchallen,
Daß voll von Muth und Feuer wallen
Die Herzen durch der Töne Klang.
Der Feige ſelbſt wird fortgeriſſen,
Er muß an's Heldenheer ſich ſchließen
Und geht mit Luſt den ernſten Gang.

Wenn die Liebe den Buſen engt,
Macht ſie durch Töne ſich Luft.
Nicht Namen hat, was das Herz ſo drängt;
Wer hat je in ein Wort gezwängt,
Was zur ſüßen Vereinigung ruft?
Doch hörſt du der Liebe Wonn' und Qual
In dem Schluchzen der Nachtigall
In milder Abendluft.

Wollen wir fröhlich ſeyn,
Laden wir Sänger ein.
Nur rohe Schwelgerei'n
Wecket der Wein,
Wenn nicht Melodien klingen,
Die ſelbſt den Rohen leicht zur Ordnung zwingen.

Der Schwermuth düſtern Nebel hellt
Der Töne wundervolle Welt,
Weckt die Sehnſucht, ſtillet ſie;
Zur Ruhe führet Harmonie.

Fröhlich in Tänzen
Schwebt an des Jünglings Arm
Das holde Mädchen
Im frohen Schwarm.
Harmoniſch muß der Takt die Schritte leiten,
Wenn wir im Tanz den hellen Saal durchgleiten.

Laſſet uns dem Meiſter danken,
Der uns zum Gefühl entzückt,
Der den froſtigen Gedanken
Schön durch Farb' und Wärme ſchmückt,
Der uns ahnen läßt, wie droben
Harmonie'n den Schöpfer loben.

4.

Charlotte. *)

(1792.)

Bin ich auf Erden noch? Sind's die Menſchen noch,
die mich umgeben?
Höheres hab' ich gehört,

Habe geſonnt mich in ihrer Nähe, begeiſternde Rede
Hab' ich vernommen von ihr.

Ihr Blick ruhte auf mir; ich hielt in der zitternden
Rechte
Ihre erbebende Hand.

Ahneſt du, was du mir biſt? Von dir geachtet
erhebt ſich
Höher die ſchlagende Bruſt.

---

*) Von der ſechsten Strophe an iſt dieſes Gedicht unter dem Namen: „Jean Paul's Lieblingslied" durch ganz Deutſchland bekannt. Als Knabe lebte der Verfaſſer eine kurze Zeit in der Nähe Jean Paul's, wo er mit ihm perſönlich bekannt wurde. Vor ſeiner Abreiſe hatte er das Gedicht einem nahen Freunde desſelben mitgetheilt, und als er nach einigen Jahren aus der Champagne nach Deutſchland zurückkehrte, hörte er die Schlußhälfte des Gedichtes als Lied im Munde des Volks. A. d. R.

Was du mir biſt — wie gäb' ich es kund? Armſelig, gemein ſind
Worte, ſind ſchallender Hauch.

Namen nennen dich nicht; dich bilden Griffel und Pinſel
Sterblicher Künſtler nicht nach.

Lieder ſingen dich nicht; ſie klingen alle wie Nachhall
Früherer Zeiten von dir.

Wie du lebeſt und biſt, ſo trag' ich einzig im Herzen,
Himmliſches Mädchen! dein Bild.

Würde des Herzens Gefühl zur Sprache, jeder Gedanke
Wäre ein Hymnus auf dich.

Lieben kann ich dich nur: die Lieder, wie ich dich liebe,
Spar' ich der Ewigkeit auf.

5.

An * * *

bei Ueberſendung des vorſtehenden Liedes.

(1835.)

Alſo der Jüngling einſt; ihn ergriffen die Stürme des Lebens,
Beugten zu Boden ihn oft,

Aber zerbrachen ihn nicht, noch mochten ſie löſchen die Flamme,
Die ihm den Buſen durchglüht.

Zwar hält Alter ihn jetzt mit den eiſernen Armen umfangen,
Aber noch legt' es ihm nicht

Eherne Rind' um's Herz, das, wie es geſchlagen dem Jüngling,
Selber dem Greiſe noch ſchlägt.

Jetzt noch netzet den Blick der Empfindung Zeugin, die Thräne,
Wenn's das Erhabene gilt.

Noch führt Phantasus ihn zuweilen vom Staub der Gemeinheit
Weg in ein reineres Licht.

Nicht engherzig und kalt für fremdes Gefühl, ist die Brust ihm
Offen für Freuden und Schmerz.

Dulden nur lehrt' ihn die Zeit und das Schicksal, aber die Liebe
Hat noch der Greis nicht verlernt.

K. G. Neumann.

Gedichte

von

P. J. Fiſchbach.

1.

Sanct Arnolds Schnellritt.

Arnold, den Aachens Kaiſerſchloß
Als zweiten David ehrte,
Stieg, ſeine Harfe mit Geſchoß
Und Schwert vertauſchend, einſt zu Roß
Als Carols Jagdgefährte.

Rings um die Bürg*), des Kaiſers Wald,
Ritt er, und ſah die Bauern
In Strohgemächern, feucht und kalt,
Gerüttelt von des Nords Gewalt,
Und ohne Brennholz ſchauern.

*) Bei Arnoldsweiler, einem im Kreiſe Düren gelegenen Dorfe, in deſſen Kirche der Heilige begraben liegt, und das zu ſeiner Ehre ſeinen frühern Namen Ginnersweiler mit dem jetzigen vertauſchte.

Das griff ihm in sein fühlend Herz,
Und nicht ließ er's bewenden
Beim bloßen Mitgefühl und Schmerz,
Er sah vertrauend himmelwärts,
Und sann, die Noth zu enden.

Indessen schellt's zur Tafelrund'
Der nahen Burg; zum Speisen
Bereitet Jäger sich und Hund,
Doch erst begann des Sängers Mund
Barmherzigkeit zu preisen.

Beim Schlusse beuget er das Knie,
Sein Wort ertönte leiser:
„O Kaiser, ich begehrte nie,
Doch Eine Bitt', gewähre sie!"
„„Wie heißt sie?"" sprach der Kaiser.

„Daß jener Theil mir zugehört,
Den ich, indem du speisest,
Vom nahen Wald umreisen werd'."
„„Ja,"" sprach der Fürst, „„es sei gewährt!
Dein ist, was du umreisest.""

Nach Arnolds Plane und Geheiß,
Der Marſchall folgte gerne,
Befanden um des Waldes Kreis
Sich ſieben Pferde, ſchlank und heiß,
Getrennt in gleicher Ferne.

Und hurtig ſaß er auf, und jug
Vom erſten Punkt zum zweiten,
Und immer fort in ſolchem Flug,
Daß kaum der Sturmwind ſchnell genug,
Den Reiter zu begleiten.

Und eh' im Schloſſe noch das Mahl
Vom Tiſch iſt abgetragen,
Sprengt Arnold wie ein Wetterſtrahl
Zum Hof hinein, und ſteht im Saal,
Um ſeinen Lohn zu fragen.

„Schon wieder hier? wie manchen Baum
Haſt du dir denn umſchritten?“
So Carl, und er: „„Du glaubſt es kaum,
Ich hab' des ganzen Waldes Raum
Umreiſ't — ich bin geritten!

Komm, forſche nach des Schwertes Hieb:
Ringsum in hundert Eichen
Hieb ich, als ich die Renner trieb,
Daß bald die Klinge ſtecken blieb,
Mit meinem Schwert ein Zeichen.“ “

„Brav!“ rief der Fürſt, „die Liſt gelang.“
Da ſprach Arnold vergnüglich:
“ “Ich friere nicht bei Klang und Sang,
Die Bauern hier den Wald entlang
Bedürfen Holz vorzüglich.“ “

Und gleich verſchenkte er den Wald
Den Weilern in der Runde.
Nun war's nicht mehr den Bauern kalt,
Des heil'gen Gebers Lob erſchallt
Noch jetzt aus ihrem Munde.

2.

Sehnſucht.

Bläulicher Stern,
Dämmernd ſo lieblich in himmliſcher Fern',
Wär' mir gegönnt, daß ich ſähe
Dich in der Nähe!

Biſt wol der Ort,
Wo nach den Stürmen des Lebens im Port
Die bis zum Tode Getreuen
Ewig ſich freuen.

Irdiſcher Schein
Miſchet ſich hier in das Göttliche ein;
Dort wol biſt nimmer du trübe,
Sonne der Liebe!

Dort wird uns klar,
Was uns auf Erden nur Dämmerung war,
Was uns, Geliebte! nach oben
Sehnend erhoben.

Fühlen auch noch
Unſere Seelen das irdiſche Joch,
Sucht uns auch Wahn zu umſchlingen,
Laß uns nur ringen!

Liebe iſt ſtark,
Lenkt in der Brandung uns ſicher die Bark',
Gießt in den Becher der Leiden
Höhere Freuden.

Treu bis in's Grab
Streifen in ihm wir das Irdiſche ab,
Schweben hinauf, wo die Treuen
Ewig ſich freuen.

3.

Das Seelenamt um Mitternacht.

Zwölf ſchlug es dumpf vom Thurm herab,
Stumm lag die Stadt gleich einem Grab,
Da ſchleicht verhüllt zum Schloß heraus
Ein Fürſt nach des Geſandten Haus.

Für deſſen Weib in Luſt entbrannt
Hatt' er den Gatten ausgeſandt,
Um ungeſtört an ihrer Bruſt
Zu ſchwelgen in verbot'ner Luſt.

Er ſchleicht am alten Dom vorbei,
Da hallt in dumpfer Melodei
Das „Miserere" ihm in's Ohr,
Und kerzenhell iſt Schiff und Chor.

Ein Seelenamt um Mitternacht!
Für wen wird dieſes dargebracht?
Und offen ſtand des Domes Thor —
Das alles kam ihm ſeltſam vor.

In ſeinen Mantel tief gehüllt
Sieht er hinein, und wie ein Bild
Von Marmor ſteht er plötzlich da,
Denn höret, was der König ſah!

Vor dem beflorten Hochaltar
Stand die beflorte Todtenbahr,
Sie ſtand auf einem hohen Thron,
Geſchmückt mit ſeiner Königskron'.

Und drüber ſchwebte wunderbar
Als Leuchter ein gewalt'ger Aar,
Der ein Gerüſt' mit Kerzen trug,
Hell flammend ſeinen Namenszug.

Der Biſchof hielt das Amt, und rings
Saß auf dem Chore rechts und links
Der ganze Hof, in Trau'r gehüllt;
Vom Volke war das Schiff gefüllt.

Am Fuße des Altares kniet
Die Königin, vor Gram verblüht,
Das Auge naß, die Wange bleich,
Faſt ſchien ſie einer Todten gleich.

Und zu der Orgel dumpfem Klang
Erscholl der kräft'ge Leichensang,
Das „Dies irae", ihm in's Ohr;
Es sträubt sich ihm das Haar empor.

Sein Knie erbebt, es wankt und bricht,
Er zittert vor dem Weltgericht;
Doch sanft zerfließt sein Herz in Weh'
Beim „Pie Jesu, domine!"

Im Dome ward es grabesstumm,
Der Bischof dreht zum Volk sich um,
Er gibt ihm seinen Segen, dann
Hebt er die Leichenrede an:

„Der brave Landesvater starb,
Der sich des Volkes Lieb' erwarb,
Ein Selbstbeherrscher lenkte euch,
Drum war sein Zepter segenreich.

Denn Selbstbeherrschung drängt zurück
Die freche Willkür, doch das Glück
Des Volkes, des Gesetzes Kraft
Erliegt, wo herrscht die Leidenschaft.

Du armes Volk, du fühlst es schwer,
Dein Landesvater ist nicht mehr,
Der Selbstbeherrscher sank in's Grab,
Und mit ihm sank dein Glück hinab!"

Und lautes Weinen unterbrach
Des Bischofs Rede; der da lag
Am Thor, er lauschte reuig hin,
Klar tagte ihm der Worte Sinn.

„Eu'r Vater wird vom Tod erstehn!"
Rief laut er aus; was er gesehn,
Verschwand vor seinem Blick alsbald,
Und Eins mit Kraft vom Thurme hallt.

4.

Der Hain.

Empfange mich, o stiller Hain,
In deines Schattens sanfte Kühle!
Hier will ich, fern vom Weltgewühle,
Der Einsamkeit ein Stündchen weih'n.

O Wonne, hier am klaren Bach,
Umsäuselt von des Westes Flügel,
Zu sitzen auf dem moos'gen Hügel,
Beschattet von dem Blätterdach.

Aus der Geschäfte Saus und Braus,
Wie ein Pilot aus wilder Brandung,
Fand ich ein Plätzchen hier zur Landung,
Und ruhe von den Stürmen aus.

Hier fühl' ich wieder, o Natur!
Mich deiner Mutterbrust so nahe;
Ich sinke dir an's Herz, empfahe
Von Neuem meinen Liebesschwur.

Das griff ihm in sein fühlend Herz,
Und nicht ließ er's bewenden
Beim bloßen Mitgefühl und Schmerz,
Er sah vertrauend himmelwärts,
Und sann, die Noth zu enden.

Indessen schellt's zur Tafelrund'
Der nahen Burg; zum Speisen
Bereitet Jäger sich und Hund,
Doch erst begann des Sängers Mund
Barmherzigkeit zu preisen.

Beim Schlusse beuget er das Knie,
Sein Wort ertönte leiser:
„O Kaiser, ich begehrte nie,
Doch Eine Bitt', gewähre sie!"
„„Wie heißt sie?"" sprach der Kaiser.

„Daß jener Theil mir zugehört,
Den ich, indem du speisest,
Vom nahen Wald umreisen werd'."
„„Ja,"" sprach der Fürst, „„es sei gewährt!
Dein ist, was du umreisest.""

Nach Arnolds Plane und Geheiß,
Der Marſchall folgte gerne,
Befanden um des Waldes Kreis
Sich ſieben Pferde, ſchlank und heiß,
Getrennt in gleicher Ferne.

Und hurtig ſaß er auf, und jug
Vom erſten Punkt zum zweiten,
Und immer fort in ſolchem Flug,
Daß kaum der Sturmwind ſchnell genug,
Den Reiter zu begleiten.

Und eh' im Schloſſe noch das Mahl
Vom Tiſch iſt abgetragen,
Sprengt Arnold wie ein Wetterſtrahl
Zum Hof hinein, und ſteht im Saal,
Um ſeinen Lohn zu fragen.

„Schon wieder hier? wie manchen Baum
Haſt du dir denn umſchritten?“
So Carl, und er: „„Du glaubſt es kaum,
Ich hab' des ganzen Waldes Raum
Umreiſ't — ich bin geritten!

Würdig so sangen die Alten sie uns, so würdig die Neuern,
Wo in der Muse gewandt glänzt genialische Kraft.

Denn die Natur, von der Dinge Beginn, war dem Menschen dieselbe,
So wie die leuchtende Sonn', so wie das Himmelsgewölb'.

Und mit nämlicher Huld, mit nämlicher Liebe sie zeiget
Jedem, geschaffen für sie, zärtlicher Mutter Gefühl.

Stets an der nämlichen Brust sie nähret die wechselnden Völker,
Die noch blühen, die weit trennt die umwandelnde Zeit.

Immer dieselbe, bewahret sie treu, gibt treu sie dem Manne
Wieder, was einst ihr das Kind, was ihr der Jüngling vertraut.

Mancher noch spät aus des Lebens Tumult, auch Mancher von falschen
Gütern getäuscht, in den Schoos sehnt sich zurück der Natur.

Siegende Herrſcher, entſagend dem Glanz, entſagend dem Zepter,
Fanden den Frieden zuletzt, Freunde der Fluren, bei ihr:

Männer, wie Rom ſie bewunderend nennt, wie Carl, als der Krone
Laſt freiwillig dem Sohn müde des Thrones er gab.

Ah, weit über der Könige Rang, weit theurer, als Schätze,
Sei mir, heil'ge Natur, weiden das Auge an dir.

Hier zum Himmel erhebt ſich der Berg mit drohenden Felſen,
Und von der Klüfte Gewölb triefet ein ewiger Thau.

Bald an der Klipp' bricht dort ſich die Well' dumpf-brauſend, bald ſchmeichelt
Ruhig, geebnet von lind wehenden Lüften, das Meer.

Ueber dem Wanderer hoch hier ſauſet die wogende Waldung,
Einſam öffnet und ſtill dort ſich die Scene des Thal's.

Da durchschwelket der Fluß mit niedrigem Ufer die Fläche,
Da von felsigem Rand stöhnet beenget die Fluth.

Hier fließt ruhig der Bach auf Auen in irrender Windung,
Hier vom Gipfel des Berg's wälzt sich der murmelnde Quell.

Weit dort dehnet sich aus das Gefild, und es schwind't die Begrenzung:
Blumige Wiesen und Saat prangen und Bäume darauf.

So bist reich an Gestalt du, Natur; in zahlloser Mischung
Mit der unendlichen Form wechselt unendlicher Reiz.

Selbst in der Strenge des Winters, wenn nun ausruhet der Pflüger,
Wenn am geselligen Heerd sitzen die Kinder der Flur;

Während der Schnee um den Ast, den entlaubeten, schimmernd hänget,
Und vor dem Froste die Saat schützet, die Hoffnung des Jahr's;

Während es ſtarrt im Forſt, und den Lauf Eis hemmet der Ströme:
Wer kann's läugnen? auch dann bleibeſt, Natur, du noch ſchön.

Doch bald folgte dem Winter, dem trägen, der liebliche Frühling.
Schon mit erneuertem Gras ſchmückt ſich verändert der Grund.

Und ſchon grünet der Zaun, ſchon grünen die Weiden, und zarte
Blätter zur Krone ſich hoch ragend entfaltet die Eich'.

Siehe die Erde, die Mutter, erweicht vom Hauche des Zephyrs,
Spendet aus ſchwangerem Schoos Gaben dem Menſchengeſchlecht.

Siehe, die Keim' der Blüth' durchbrechen die ſchwellenden Knospen,
Keime zur künftigen Frucht flechtend vermählenden Bund.

Schon lacht lieblich die Wies' mit mannigfaltigen Farben,
Und willkommenes Bett bietet den Rindern das Gras.

Und schon duftet Jasmin, schon Geißblatt duftet und Lilla,
Goldene Lilie schon duftet und purpurne Ros'.

Siehe, die Schwalbe vertrauet die Brust dem befreundeten Dache,
Weil in zartem Gesang klaget der Nachtigall Lieb'.

Und wetteifernd zum fröhlichen Chor stimmt jeglicher Vogel,
Wie auf offnem Gefild, so im belaubeten Wald.

Und schon nah' ist der Sommer; schon hoch mit gelblichem Halme
Wogt das Getreide, und schwer hat sich die Aehre geneigt.

Und mit der Saat wuchs reifende Hitz': hoch strahlet in weiten
Kreisen die Sonn', und lang wurden die Tage und schwül.

Müd' vom ſtaubigen Feld kehrt, Schweiß auf der Stirne, der Schnitter,
Und, kaum ziehend die Laſt, keuchet am Wagen der Stier.

Aber es ſchützet das dichte Gebüſch vor ſengendem Strahle,
Dunkele Windung des Thals ſchützet die weidende Heerd'.

Kühlende Laub' dir flechten des Weinſtocks Ranken, und zarte
Zweige zu lieblichem Flor miſchen die Linden gereiht.

Auch nicht fehlet der Bach, zu tränken die üppigen Auen,
Nicht der erfriſchende Quell fehlet zu ſtillen den Durſt.

Aber zerriſſ'nes Gewölk, ſieh', ſtürzt in rauſchendem Regen,
Finſter vom flammenden Blitz leuchtet der Himmel durchzuckt.

Durch den erschütterten wälzt sich grauses Getöse: mit Beben
Huldige der sterbliche Mensch seinem allmächtigen Gott.

Aber die dürstende Erd' gern öffnet den Schoos sie der Gabe:
Froh nun blüht sie, erquickt, wie in verjüngendem Schmuck.

Fluren erfrischen zugleich die Gewitter und lindern die Hitze,
Kühlere Lüfte sie auch lindern des neigenden Tags.

Liebliche Nacht, von des Monds sanftschimmerndem Lichte gehellet,
Reizend verbreitete Ruh' über Gefilde und Wald!

Liebliche Nacht, in der schönen Natur nicht Schöneres fand ich,
Süßeres meinem Gemüth fühlt' in der süßen ich nicht.

Siehe, der Herbst ist da: schon füllet Getreide die Scheunen,
Und von reifendem Obst beugt sich beschweret der Ast.

Schon von milderem Saft ſchwillt purpurfarbig die Traube,
Und auf geſegneter Flur wächſet des Ackerers Müh'.

Fröhlich ſammeln ſie ein der gemeinſamen Mutter Geſchenke,
Daß ſich der Winter, des Gut's Fülle verzehrend, erfreu'.

Und ſie erheitern den Geiſt durch fröhliche Feſte des Dorfes.
Schon ſind die Abende kalt, lang ſchon geworden die Nacht.

Denn jetzt neigt ſich das Jahr, und Frühreif graut auf dem Felde,
Weil von zierendem Laub ſtehet beraubet der Baum.

Sinnbild neigenden Lebens, des kalt hinwelkenden Alters:
Schon von des Nordwinds Hauch trauert erſtarrend die Erd'.

So iſt mannigfaltig das Jahr; anmuthig nicht minder
Wechſelt des Tages Geſtalt: roſig erſcheinet die Früh',

Ueber Gebirg und Waldung verbreitend den lieblichen Schimmer,
Und mit perlendem Thau glänzet beſtreuet das Gras.

Siehe, der Erd' entſchwang ſich die Lerch', hoch ſchwebend im Aether
Mit frohwirbelndem Lied grüßt ſie des Tages Beginn.

Aber der wackere Pflüger erhebt ſich rüſtig vom harten Lager, und willigen Schritt's kommen die Stiere zum Joch.

Niedrig gelinde, verdoppelt die Glut in Mitte des Laufes
Kreiſend die Sonn': jetzt ſucht Schatten die irrende Heerd'.

Und durch ſchützenden Zaun abwehrend die brennenden Pfeile,
Freuen Beſteller der Flur müde ſich ländlichen Mahls.

Mäßiger ſinket die Sonn', ſtets ſchräger die Strahlen verſendend:
Mild in röthlichem Licht kündet der Abend ſich an.

Schweigend ihm folget die Nacht, jetzt glänzen Geſtirne, es glänzet
Wechſelnden Lichtes Geſtalt immer erneuend der Mond.

So die Natur blüht jugendlich ſtets, in unendlicher Vielheit
Ew'ger Geſtalten gehorcht ewig ſie ihrem Geſetz.

Drum ward Gleiches auch nichts vom menſchlichen Geiſte erſonnen:
Was da fruchtbar auch mag wechſeln und miſchen die Kunſt,

Jene bewundernd in Form, und den Reiz nachahmend des Schönen,
Doch weiß ſelbſt das Genie nicht zu erreichen ihr Werk.

Denn es bemüht ſich die Kunſt ihr ähnliche Bildung zu ſchaffen,
Und wie näher ſie kömmt, ſelber gefällt ſie auch mehr.

Und, nacheifernd dem myſtiſchen Sinn und der göttlichen Regel,
Will ſie in eigenem Werk finden die Hand der Natur.

So ſich Hügel und Bach, ſo bildet ſie Felſen und Grotte,
So nachahmend mit Wahl ordnet ſie Wäldchen und Quell.

Eiteles Streben! erhaben, in eigener Reize Verſchwendung,
Bleibt doch ſtets die Natur über Gebilde der Kunſt.

Hehrer erſcheint ſie dem Blick in eigener Wunder Entfaltung,
Süßer in eigner Geſtalt rühret ſie feſſelnd das Herz.

Drum nichts ſchöner, als ſie, in unendlich verändertem Schmucke,
Reizender nichts, als ſie, kennt das erhabne Genie.

Heiliger Einfalt gepaaret verehrt es die zaubernde Größe,
Womit innig der Sinn, innig die Bruſt ſie bewegt.

Darum ſieheſt du auch der Natur vor Allen die Sänger
Folgen in feierndem Chor, welche die Muſe geweiht.

Denn ſie ſelber erfreut ſich geſellt den Camönen, und alle
Schätze mit Liebe dem Blick breitet der Holden ſie aus.

Mächtig regt' ſie Homeros, die weltumfaſſende Seele,
Rührend die Saiten, geſtimmt ewigem Heldengeſang.

Und, wie in Hellas, göttlich erſcheint ſie in Latiums Muſen:
Hoher Lucrez, ſie weht durch dein entzückendes Lied,

Der du lehrteſt der Ding' Urſach' und Entſtehen und Ende,
Und wie nicht Göttergewalt ordnet des Sterblichen Loos.

Auch Virgilen den Mund ſie bildete, daß der Erhab'ne
Stimm' und Rhythmus ihr nachahmt' in melodiſchem Klang:

Sei's, wann plötzlich der Wind ſich brauſend erhebt und die Fluth ſchwellt,
Daß, von der Höhe des Meer's eilend zum ſicheren Strand,

Taucher ſich retten mit lautem Geſchrei, und, die Sümpfe verlaſſend,
Ueber das hohe Gewölk' ſchwingt ſich der Reiher empor;

Oder wann tief im Thale die Kraniche flieh'n vor der Schauer,
Und in die Naſe die Kuh ſchlürfet den kühlenden Thau;

Weil nach Regen die Kräh' auch ruft, und Vögel des Meeres
Reichlich beſprengen den Hals, eifernd in ſpielender Luſt;

Sei's, daß ſich heitert die Luft, und der Uhu kreiſchend ſich müdet,
Weil froh krächzend zum Neſt kehret der Rabe zurück.

Mit nicht minderer Kraft noch Anmuth auch, wie des Landvolks
Schlichtes Gemüth die Natur rege, Virgilius ſang,

Welchen das grünende Feld und einſame Wälder gefallen,
Welche bei weidender Heerd' nimmer vergeſſen der Lieb':

Wenn an heiligem Quell labt kühlender Schatten den Schäfer,
Den zum Schlummer die Bien' ladet mit ſanftem Geſumm;

Oder dem Trauernden tönt das Gesträuch von klagenden Grillen,
Oder die Blume zum Kranz seiner Geliebten erwählt.

Siehe, der Roma Gewühl und den Thurm, wo den tuskischen Ritter
Langweil' lassen nicht will, meldet sein trauter Horaz.

Denn dich suchet, Natur, in einsamer Gegend der Sänger;
Und nicht köstliches Mahl hält ihn, nicht Chloe zurück:

Wandelnd umher um Tibur, betrachtet er Hügel und Waldung,
Und, die in heiliger Grott' rauschet, Albuneens Fluth;

Felder mit Obst er betrachtet von rieselnden Bächen befeuchtet,
Und wie im Felsengeklüft, Anio, stürzet dein Strom.

Sieh', müd reisend zu Wasser und Land, gebt, bittet er, Götter,
Gebt mir Tiburs Gefild nahendem Alter zum Sitz!

Soll ich erwähnen in neuerer Welt von den Muſen Geliebte?
War nicht Allen gemein innige Lieb' zur Natur?

Soll ich dein tiefempfindend Gemüth in den Zeiten des Jahres,
Thomſon, oder das Werk rühmen, das Vaniere ſang,

Güter der Erd' mit Leben und Arbeit verbindend des Landmanns?
Soll ich rühmen den Glanz deiner Gedichte, Delille,

Der du, malend mit lieblicher Fülle lebendiger Farben,
Schilderſt die Reize der Flur, ſo wie der Reize Genuß?

Oder Petrarca, den zarten, mit göttlichem Geiſte, und jenen,
Welcher von Gottfried's Heer, welcher Arminia ſang?

Oder, wie gaukelndem Spiel zahlloſer Geſtalten aus deiner
Magiſchen Welt, Arioſt, wundervoll folgt die Natur?

Weil ich die Geiſter betrachte, die hohen, mit flammender Liebe,
Deutſchlands Muſe, wie regſt du mir gewaltig das Herz!

Nimmer verſuch' ich es, nein, erhabene Seelen, die Wunder
Göttergeſanges durch ſchwach tönenden Laut zu entweih'n.

Nimmer, im Arm der Natur dich, Schiller, zu ſingen, und wie ſich
Bruſt entflammet an Bruſt, Liebe umſchlungen mit Lieb'.

Nicht in den Schoos der Natur ziemt's meinem Geſang dich zu retten,
Wenn vor gräßlichem Bild wüthenden Lebens du fliehſt.

Glücklich, o, welchem die Muſen ein Gott, mit reinem Gemüthe,
Glücklich, o, wem der Natur Freuden zu lieben er gab!

Wahrhafter Güter Genuß ward ihm, der des üppigen Reichthums
Fülle zu fliehen gewohnt, ſo wie der Mächtigen Schwell'.

Sie gibt Trauernden Troſt und erquickende Ruhe den Müden,
Und mit ſchonender Hand jegliche Wunde ſie heilt.

Sie tilgt Uebel der Seele und ſcheuchet ſie trübende Wolken,
Sie ſtillt haſſenden Groll, ſtillet den leidigen Neid.

Sie auch bändigt den ſchwellenden Stolz, und mahnt uns, daß eines
Vaters doch Alle zugleich, Kleine und Große, wir ſind.

Eckel auch nimmer gebieret die Freud', die ſie uns gewähret,
Eckel, der gerne der Macht, gerne dem Golde auch folgt;

Der zu miſchen ſich pflegt in Jauchzen des gaffenden Pöbels,
Drückend im Circus ſich ihm und im Theater geſellt.

Denn unſchuldige Freuden, der Sanftmuth, der redlichen Einfalt
Freuden gewährt die Natur, Freuden des kindlichen Sinns.

Nicht auch kennt ſie verſchmäheter Liebe verzehrende Flammen,
Nicht in bethörender Luſt welkender Blüthe Genuß.

Laß mich wandeln mit dir: wie den Säugling die Amme, auf deinem
Pfade mit liebender Hand, Heilige, führe du mich.

Daß, wenn müde ich bin, daß, zärtliche Mutter, an deinem
Buſen ich himmliſche Ruh' ſauge und himmliſche Luſt.

Was mich immer bewegt, du warſt mir des Herzens Vertraute,
Warſt in Trauer mir Troſt, trockneteſt Thränen mir ab.

Süß du lächelteſt mir an jeglichem Orte: in deinem
Schoos, o, laſſe zuletzt wieder mich ſehen mein Land!

Daß, wo einſt ich dich liebte, beginnend die Blüthe des Lebens,
Wo ich als Knabe dich liebt', ich dich noch liebe als Greis.

2.

In corde, quo fidus, quaere.

Weiſer Freund, wozu nach der Wahrheit Trugbild
Haſchen? Wird doch nimmer die Welt dir ändern
Frommes Wünſchen, nimmer Natur erhab'nen
Träumen ſich fügen.

Suche nicht in eitlen Syſtemen, wie die
Menſchheit ſich entfalte: den ew'gen Kreislauf,
Den ſie wandelt, lehrt dich der Welt Geſchichte:
Dieſe nur frage.

Wie nach kurzer Blüthe das Laub verwelket,
Wie die Kraft des Mannes im Greis erſtarret,
Wann die Sonne ſcheidet, wie Nacht bedecket
Wald und Gefilde:

So beharrt im Kampfe der ſchwarze Dämon,
So mit Zeus Sohn ringet der Erdgeborne,
Weil noch ſtets der Mutter Berührung neue
Kraft ihm verleihet.

Ohne Feind wie könnte der Gute ſiegen?
Soll der Streit aufhören, den ſelbſt der Schöpfer
Wollte, daß die Tugend erſchlaffe, nieder
Legend die Waffen?

Gold'ne Zeit uns rühmen des Alterthumes
Sänger, gold'ne Sitten, und Götter miſchend
Sich den Menſchenkindern, ein Leben froher
Einfalt und Liebe.

Aber nie blüht' unter dem Mond ein ſolches,
Noch war je glückſelig ein Sohn des Staubes
Bis zum Lebensende: das beſſ're Loos winkt
Ueber den Sternen.

Was ein Raub der Stunde, des Wunſches kleiner
Seelen acht' es würdig; des blinden Glückes
Gaben möge prahlend mit frecher Stirne
Häufen der Böſe.

Mit der Schande juble verbündet Trug und
Haß zum Sturz des Guten: nach ew'ger Wonne
Fremd hienieden, ſehnt ſich die Tugend nach der
Schöneren Heimat.

Froh des höchsten Lenkers Beschluß verehrend
Und der Schöpfung nimmer gehob'nen Schleier,
Flieht des Zweiflers Frevel sie, flieht der Thorheit
Rügen der Allmacht.

Heilig barg sich irdischem Blick die Wahrheit;
Dicht in Nebel hüllet die Göttin ihren
Tempel: um ihn irren die Weisen aller
Völker und Zeiten.

Keinem doch gelang zu erspäh'n die Gottheit.
Scheue, wer dem Menschen Verschloss'nes forschet,
Scheu' der Schulen Schattengebild' und ewig
Grübelndes Hadern.

Lies in reinem Herzen der Gottheit Zeugniß,
Lies des Lasters nimmer verscheuchte Strafe:
Durch des Lebens Wogen und Klippen stets sei
Dieses dein Leitstern.

J. M. Fuss.

Gedichte

von

P. J. Guth.

1.

Der junge Falke.

Ein Falke jung ſaß auf dem Aſt,
Wo Mutter ihn erzogen;
Er traute nicht der Leibeskaſt,
Und hatt' noch nie geflogen.

Keck ſchaut er in die Sonnenglut,
Da hätt' er Luſt zu baden;
Er ſah der kleinen Vögel Brut
Die Lüfte flink durchwaden.

„Könnt's mir nicht auch ſo wohlig ſeyn?
Ich will die Flügel ſchlagen,
Und in der Wolken hohen Reih'n
Ein munter Wälzchen wagen!"

Huihu! huihu! er iſt entrückt.
Seht ihr die Blätter ſtieben?
Habt ihr dem Fluge nachgeblickt?
Wißt ihr, wo er geblieben?

2.

Das Bürſchchen.

Ein Bürſchchen, ſo luftig wie Spinnegeweb',
Ging dämmern in's lachende Feld:
„Wenn die da ein einziges Küßchen mir gäb',
Ich kauft' es für all mein Geld!“

Das Dirnchen es hörte im ſchwellenden Klee,
Beguckte vom Kopf bis zu Fuß
Das Herrchen, in Leinenkamaſchen wie Schnee,
Und ward darob wenig konfus.

„Lieb Maidel, du ſchauſt mir ſo ſchelmiſch darein,
Dir iſt's wol um's Stehlen zu thun?
Ich fühl's, du haſt mir das Herzchen ſchon fein
Geangelt, wie räch' ich mich nun?“

„„Am Rächen da iſt's noch nicht dran, mein' Treu!
Laßt's Gräschen erſt wachſen und blüh'n,
Dann kommt noch der Mäher, dann wird es erſt Heu,
Dann darf man am Rechen erſt zieh'n!““

„Ach, Maidel! In Ehren, ich laſſe mich hier
Was nieder in's grüne Geſtreu.
Du thuſt was du willſt, ich ſing' zum Plaiſir
Dir ein munteres Weiſ'chen dabei.“

„„Das Sitzen, o Herrchen, gewähr' ich Euch gern,
Wie Ihr es begehrt in dem Spreu;
Doch bleibet, ſo bitt' ich, der Senſe was fern,
Auf daß Euch zuletzt nichts gereu'!““

Dem Bürſchchen war's um's Singen juſt nicht,
Er zog ihr am Schürzchen was keck;
Da ſtrich ihm das Maidel was über's Geſicht,
Das wuſch er ſo flugs noch nicht weg.

Hoch ſprang in die Höh' das Bürſchchen, o Gott!
Nun wird's geh'n auf Leben und Tod.
Auf Leben und Tod rannt's Bürſchchen im Trott
Davon unter: Blitz und Schwernoth!

3.

Lied einer Novize.

Aus des Meeres Wirbelwogen
Rett' ich mich zum Hafen hin,
Morgen werd' ich angezogen,
Eine Urſulinerin.

Meine Güter, meine Schätze
Kamen Tauſende zu frei'n,
Warfen ihre feilen Netze
Fruchtlos in den Strom hinein.

Bin geborgen, bin entronnen
Ihres Angels falſchem Zahn;
Meine Sorgen wurden Wonnen,
Arme laben ſich daran. —

Iſt ſo leicht mir um die Seele,
Iſt ſo fröhlich mir zu Muth,
Denn, den ich mir anvermähle,
Iſt ein Bräut'gam, ſtill und gut.

Unter dieſer keuſchen Hülle
Spar' ich ihm ein reines Herz,
Und es lodert in der Stille
Ewig zu ihm himmelwärts.

Mögen Andre ſich entzücken
An der Erde Schmeichelei'n,
Du nur, Herr, kannſt mich beglücken,
Kann nur dir herzeigen ſeyn.

Wirſt die Schwäche mir verzeihen,
Wenn die Matutin mich weckt,
Und aus alten Träumereien
Jugendlicher Sehnſucht ſchreckt.

Ohne Harm und ohne Sorgen
Schau' am Pflug ich nicht zurück,
Und am Auferſtehungsmorgen
Meſſ' mit Jeder ich mein Glück.

P. J. Guth.

Gedichte

von

J. C. Nänny.

1.

An den Gärtner.

Hör' Gärtner, gib mir Rosen,
Doch keine Dornen dran!
„Ich habe solcher Rosen
Noch niemal eingethan.“

Hör' Gärtner, gib mir Pflaumen,
Doch sämmtlich ohne Stein!
„Dir solche Frucht zu pflücken
Wird gar nicht möglich seyn.“

So gib mir Rosen, Pflaumen,
So wie sie eben steh'n;
Wer alles will bedingen,
Wird leer von dannen geh'n.

2.

Sprüche.

1. Selbsttheilung.

Verwandle dich in Ich und Du,
Dann flüstert eins dem andern zu;
Das Ich wird gern das Du belehren,
Das Du wird gern den Bruder hören.

2. Raum und Zeit.

Herr Irgendwo, Herr Irgendwann,
Sie halten dich im strengen Bann,
Wohin du lenken magst die Schritte,
Sie nehmen dich in ihre Mitte;
Du magst nun zögern oder eilen,
Sie scheinen deinen Sinn zu theilen,
Und legst du dich zum Schlummer nieder,
Sie schließen dir die Augenlieder;
Erwachst du, sieh'! noch steh'n, ich wette,
Die beiden treulich dir am Bette.
Sei freundlich, nimm sie gern zu Rath,
Sie helfen dir mit Wort und That —
Mit Wort? — Doch nein, sie schweigen still,
Und lauschen schalkhaft, was man will.

3. Flora.

Möchte doch Flora, die blumenbesorgende,
Ordnen das Heutige, ordnen das Morgende!
Wenn sich die Stunden dann lieblich entfalten,
Wird sich das Leben zur Blume gestalten!

4. Die Begegnung.

Wo Gottesgeist und Menschengeist
Sich suchen und sich küssen,
Da wird, wie der Prophet verheißt,
Das Glauben auch ein Wissen.

5. Aepfel.

Fällt vom Baum nicht oft der Apfel,
Eh' die Zeit er hat erreicht?
Und so kann es nie mich wundern,
Wenn so manches Lied ihm gleicht;
Denn die Lieder auch sind Aepfel
An des Dichters Lebensbaum;
Wenn er oft und heftig schüttelt,
Halten selbst die Knospen kaum.

6. Der leere Raum.

Zwiſchen mir und jenem Sterne
Welch ein Raum! Wie füllt er ſich?
„Zwiſchen dir und jener Ferne
Wandelt Gott und ſchaut auf dich!“

7. Freiheit.

Der Pfade viele ſind uns frei gegeben,
Denn nur durch Freiheit blüht des Geiſtes Leben;
Der Irrthum ſelbſt iſt ja der Freiheit Sohn,
Er kommt zuletzt auch vor der Gottheit Thron.

8. Das Wort.

Hoch geprieſen ſei das Wort —
Hat es nicht die Welt geſchaffen?
Drum entwürdigt nicht das Wort,
Fühlt ihr euern Geiſt erſchlaffen.
Dreimal heilig ſei das Wort,
Wenn ihr's braucht als Wehr und Waffen;
Donner Gottes ſei das Wort,
Gilt es, Böſes wegzuraffen;
Nur im Paradies des Schönen
Mag es mild wie Flöten tönen.

9. Das Buch.

Brüder! vor uns aufgeſchlagen
Liegt ein Buch, an Bildern reich;
Stellt an uns viel tauſend Fragen,
Gibt dann Antwort auch zugleich.
Leſ't! — Auf ſeinen Rieſenblättern
Findet ihr den höchſten Sinn;
Wie Magnete zieh'n die Lettern
Euch zur ächten Weisheit hin.

10. Der Liebende.

Ich liebe noch. — „Wie? Du, mit weißen Haaren,
Du liebſt? Fürwahr, du biſt der größte Thor
Von allen Thoren, die noch jemal waren!
Ich ſag' es laut, nicht leiſe dir in's Ohr.“
Und dennoch lieb' ich. „Wen?“ Ich will es ſagen,
Den Engel lieb' ich, der zuletzt mir winkt,
Wenn mir, ermattet von den Wandertagen,
Das Augenlied zum letzten Schlummer ſinkt.

J. C. Nänny.

Gedichte

von

August Voigt.

1.

Herbstbild.

Alles ist öd' und kalt,
Buchenhain, Eichenwald;
Nur auf der Tanne Grün
Mag noch der Blick verzieh'n.

Vögelchor, Sängerheer,
Finde sie nirgend mehr;
Blümchen, mit Laub bedeckt,
Hat sich so tief versteckt.

Felder und Wälder kahl,
Gräser gelb, Blätter fahl;
Wind über Stoppeln saust,
Tobend den Forst durchbraust.

Erde gestorben ist,
Und über kleine Frist
Deckt sie ein Leichhemd zu.
Herzchen, was schauderst du?

2.

Frühlingsaufruf.

Eio, Herzchen, athme freier!
Auf den Blick, und schau' umher!
Sieh', des Frühlings Jubelfeier
Will die Herzen kummerleer.

Jubelnd zieht er durch die Lande,
Streuet Frohsinn rings genug;
Lächelnd löset er die Bande,
Die der Winter um uns schlug.

Aus der Erde dringet Leben,
Aus der Höhle kreucht das Thier;
Schmetterling und Biene schweben,
Aus den Mauern ziehen wir.

Eio, Herzchen, in's Gedränge
Froher Wesen misch' dich ein!
Stimm' in ihre Preisgesänge;
Was sie singen, ist auch dein!

3.

Schmetterlingsleben.

Ist gebleicht dein Röcklein schon,
Bunter Schmetterling?
Ja, der Sommer dir davon
Mit den schönsten Blumen ging.

Klage nicht: er ging zu schnell!
Nahmst dein gutes Theil,
Warst ein munterer Gesell;
Nicht die Länge bringt das Heil.

Hast du nicht gelebt, geliebt,
Einen Sommer voll?
Wer mir deinen Sommer gibt,
Meine Jahre haben soll.

August Voigt.

Die Kapelle auf dem Stromberg.

Von

Karl Geib.

Am Rhein dort ſteigen felſig, wild und groß
Die ſieben Höh'n zum Wolkenreich hinan;
Dem nahen Wald entragt' ein feſtes Schloß,
Wo Diether hauſt', ein edler Rittersmann.

Lang lebt' er auf den heimatlichen Au'n
Und ſeiner Burg von Schwarzeneck in Ruh':
Da ſchallt Trompetenklang durch alle Gau'n,
Und Mancher eilt der hohen Spira zu.

Wo Bernhard mit der Flammenrede Schwung
Der Ritter Waffen lenkt zum heil'gen Krieg;
Auch Diether folgt, wohin Begeiſterung
Ihn ruft, und träumt ſchon fernen Kampf und Sieg.

Er ſteigt zu Roß und zieht den Strom hinauf,
Und als am erſten Tag die Sonne ſchwand,
Nimmt gaſtlich ihn der alte Burgherr auf
Zu Argenfels, an gold'ner Hügel Rand.

Zwei Töchter hat der Greis: Mathilde, reich
An häuslich frommer Tugend, ernſt und mild,
Und Bertha, ſanft, der zarten Lilie gleich,
Harmlos und ſchön, ein wahres Engelbild.

Die Holde weckt bei'm erſten Anblick ſchon
In Diether's Bruſt der Liebe ſüße Glut:
„Ach!“ ſeufzt er, „wäre nicht der ſchönſte Lohn
Ein ſolches Weib für Treu' und Rittermuth?“

Es ahnet faſt dem edlen Mann, wie nah'
Auch ihm ſchon ſei der Jungfrau fühlend Herz:
Ihn dünkt, daß ſie bei'm Abſchied traurig ſah,
Und er entwallt in Hoffnung, Wonn' und Schmerz.

Ihm folgt das Bild weithin auf ſeinem Zug,
Auf's Meer, nach Aſia's Flur, wo Palmen weh'n;
Zu ihr entſchwebt der Seele heißer Flug
Fern nach des Rheines Thal und Eichenhöh'n.

Der Name Bertha ſcholl, wenn Diether kühn
Mit ſeiner Schaar in Feindeshaufen drang,
So daß ihn oft die Sarazenen flieh'n,
Und er den ſtolzen Lorber ſich errang.

Die hohe Stadt umſchließt der Franken Heer,
Den feſten Wall bedrängend Tag und Nacht;
Doch hält der Feind in muth'ger Gegenwehr,
Und fluthet jetzt heraus mit ſtarker Macht.

Heiß tobt der Kampf, und mancher Tapf're ſinkt;
Auch Diether liegt verwundet dort im Feld,
Und als nun Sieg der Chriſtenfahne winkt,
Iſt ein Gefang'ner ſchon der kühne Held.

Mehr als die Wunde brennt des Innern Schmerz;
Im öden Thurm, auf einer Binſenſtreu',
Fleht himmelan das tiefgebeugte Herz:
„O heil'ge Macht! Werd' ich des Kerkers frei,

Und iſt vergönnt der heimatlichen Au'n
Und meiner holden Bertha Wiederſeh'n,
Gelob' ich, dir ein Kirchlein zu erbau'n,
Des Dankes Maal, auf unſers Waldes Höh'n.“

Da horch, ein Sturm, horch! Spieß und Schwerterklang!
Die Franken nah'n — es tobt der wilde Streit
Von Mann und Roß die Gaſſen ſchon entlang:
Errungen iſt die Stadt und er befreit.

Er preist den Himmel, denkt der heil'gen Pflicht,
Und kaum genesen eilt sein Schritt an's Meer;
Bald fährt er hin im rosenfarb'nen Licht,
Und sanfte Winde weh'n von Osten her.

Schon grüßet er Venedig's reichen Strand,
Eilt über Alpen, Fluren, Ström', und sieht
Mit Thränen jetzt das theure Vaterland,
Und seinen Rhein, vom jungen Lenz umblüht.

Im frohen Muth beflügelt er sein Roß;
Die Liebe lenkt nach Argenfels den Lauf.
Doch Schrecken, ha! in Trümmern liegt das Schloß;
Laut pocht sein Herz — er steigt den Berg hinauf.

Ach, was erblickt sein Aug'? Verwüstung nur,
Auf öden Mauern hohes Gras: er streicht
Voll Angst umher — von Menschen keine Spur!
Nur Eulen flattern aus der Kluft gescheucht.

Wie blitzgetroffen wankt der Ritter, geht
Hinab — als jetzt auf einer Wies', ihm nah',
Ein alter Hirt mit seinen Ziegen steht;
Dem ruft er schnell: „Sag', Freund, was hier geschah!“

„O Herr, verſetzt der Mann, da ging es ſchwer!
Der wilde Meno, unſers Burgherrn Feind,
Rückt' an mit Uebermacht; es ſank dem Speer
Der muth'ge Greis, von allen rings beweint.

Doch fiel im Streit auch jener Böſewicht;
Von ſeiner Rotte ward die Burg zerſtört!
Die guten Fräulein — ach! man hat noch nicht,
Wohin ſie kamen, hier im Land gehört.“

Ein Dolchſtich für des Ritters Herz! Er eilt
Nach Schwarzeneck in unnennbarem Gram:
„Nie,“ klagt er, „wird die Wunde mir geheilt,
Die alle Hoffnung, alle Freude nahm!

Warum doch war ich fern von dieſem Strand?
Mein Arm — gebeugt hätt' er der Feinde Wuth;
O wär' ich dort im Paläſtin'ſchen Land
Gefallen in des Heldenkampfes Glut!“

Noch öder ſcheint ihm jetzt in ſolchem Leid
Die heim'ſche Burg, als Argenfels zu ſeyn,
Und er beſchließt, der frommen Einſamkeit
Im abgeleg'nen Thale ſich zu weih'n.

Schon irrt er hin auf mancher wilden Bahn,
Die Waffen mit dem här'nen Kleid vertauſcht,
Und kommt, ihm unbewußt, am Stromberg an,
Den bis zum Gipfel hoher Wald umrauſcht.

Da ſieht er eine Klauſe tief im Hain,
Und neben ihr ein ſteinern Kreuz erhöht;
Vor dieſem kniet in Siedlertracht allein
Ein Mädchen ſtill und weinend im Gebet.

Der Zell' entwallt ein ſüßer Roſenduft:
Er naht der Jungfrau ſacht', es klopft ſein Herz;
Sie blickt herum, und „Bertha! Bertha!“ ruft
Er laut — o Wiederſeh'n! o Wonn' und Schmerz!

Der Rittersmann erzählt, wie ihn das Leid
Um ſie gelenkt in dieſes Waldrevier;
Und thränend ſpricht zu ihm die junge Maid:
„Schon lange bin ich mit der Schweſter hier.

Als Argenfels ein ſchnöder Feind umdrang,
Hieß uns, geführt vom alten treuen Knecht,
Der Vater flieh'n durch den verborg'nen Gang;
Ein Köhler und ſein Weib, die ſchlicht und recht,

Das Gelübde.

Von

C. M. Kneisel.

Fern und dumpf erdröhnt des Sturmes Flügel;
Furchtbar wachsend trübt sein Ungestüm
Des durchfurchten Meeres Silberspiegel,
Und die Wogen branden unter ihm.
Immer schwärzer sinkt mit Adlerschnelle
Eine Grabnacht auf die Wasserwelt;
Und der Blitze fürchterliche Helle
Spaltet, Schlag auf Schlag, das Wolkenzelt;
Und der Donner langgedehntes Brüllen
Scheint des Aethers weiten Raum zu füllen.

Aus des Abgrunds bodenlosen Klüften
Steigt der Schuppenungeheuer Heer;
Neue Meere stürzen aus den Lüften
Rasselnd in das aufgewühlte Meer;
Sturmgepeitscht erbrausen dumpf die Wogen,
Bei der Elemente grauser Schlacht,

Schwellen bald empor zum Himmelsbogen,
Tauchen bald ſich in des Abgrunds Nacht.
Trümmernd ſcheint der Erdball zu vergehen,
Oder neu aus Trümmern zu erſtehen.

Maſtenlos, in Klippen ſich verwirrend,
Der Orkane und der Fluthen Spiel,
Schwimmt Idomenäens Flotte, irrend,
Ohne Steuer, ohne Landungsziel.
Selbſt der Schiffer muthigſte verzagen:
„Tod iſt unſer unvermeidlich Loos!“
Heulen ſie in dumpfen Jammerklagen,
„Unſer Grab: der Waſſer weiter Schoos!
Unſre Zukunft: an des Styxes Strande
Ew'ge Trennung von der Sel'gen Lande.“

Und der König ſchaut im Sturmgetümmel
Rings umher ein drohend offnes Grab;
Heftet flehend jetzt den Blick zum Himmel,
Senkt ihn trauernd jetzt in's Meer hinab:
„Höre mich auf deinem Götterſitze,
Weltumgürter! Bändiger der Fluth!
Sänftige mit des Tridentes Spitze
Huldvoll des empörten Meeres Wuth!
Laß der Stürme Grimm ſich friedlich legen!
Flügle mich dem Vaterland entgegen!

Als ich einſt zur Rache ausgezogen
In den heil'gen Kampf für Hella's Ruhm,
Trugſt du mich auf ſpiegeleb'nen Wogen
Vor das pflichtvergeſſ'ne Ilium;
Und, im Kampf mit blutigen Gefahren,
Sühnten wir des Treubruch's Frevelthat,
Vollgerecht, nach zehn Belagrungsjahren
In dem Glutbrand der zerſtörten Stadt:
Und nun ſollt' ich, nach ſo reichen Siegen,
Ruhmlos auf der Heimatfahrt erliegen?

O Poſeidon! höre einen Armen,
Der im Drang des Unglücks zu dir ſchreit!
Und, ſtatt Lohn, gewähr' ihm aus Erbarmen,
Was er dir gelobt mit heil'gem Eid!
Kehr' ich glücklich zu der Laren Herde
Unter deinem ſichern Schutz zurück,
Dann ſoll dir auf mütterlicher Erde
Gleich das erſte Leben, das mein Blick
Am Geſtad' erſpäht, von meinen Händen
Als ein Dank- und Sühnungsopfer enden!"

Und alsbald erlahmt des Sturmes Flügel;
Schnell verſtummt des Donners Ungeſtüm,
Ebnet ſich das Meer zum Silberſpiegel,
Sänftigt ſich der Elemente Grimm;

Und die Grabnacht flieht mit Adlerschnelle
Von der sanftbezähmten Wasserwelt;
Und des Sonnenballes freud'ge Helle
Strahlt vom unbewölkten Sterngezelt;
Und schon glänzet, wie in Dämm'rungsbläue,
Kreta's waldumkränzte Hügelreihe.

Doch, wie sich die Heimat nähert, dränget
Sich der Reue Glutpfeil in sein Herz;
Krampfhaft wird sein Innerstes verenget,
Und stets höher schwillt sein Flammenschmerz.
Ihn durchzucken finstre Ahnungsschauer;
Er verflucht den übereilten Eid,
Denkt, des Vorwurfs Raub, vertieft in Trauer,
Nicht des Wiedersehens Seligkeit,
Nur des Opfers, das er, wahngeblendet,
Dem Neptun als Rettungspreis verpfändet.

Endlich naht die Flotte sich dem Strande,
Landet glücklich im ersehnten Port;
Mächtig drängt mit unsichtbarem Bande
Seine inn're Nemesis ihn fort.
Er entsteigt dem Schiff; die Kniee beben;
Mörderangst entfärbt sein Angesicht;
Er versucht, den starren Blick zu heben,
Zaudert, wagt es, ach! und — kann es nicht.

Zitternd, und mit ungewiſſem Schritte,
Schwankt er vorwärts in der Kreter Mitte.

Ach! er höret nicht die Luſtgeſänge
Seines Volks, das jubelnd ihn empfängt,
Achtet nicht der freudetrunknen Menge,
Die den lang Erſehnten rings umdrängt.
Langſam hebt er endlich ſeine Blicke,
Sieht — und, wie zerſchmettert von dem Lohn'
Eines Rächerſtrahls, bebt er zurücke, —
Schaudernd ſieht er — ſeinen eignen Sohn.
Todesſchrecken ſchließt die Augenlieder;
Halbentſeelt ſinkt er zur Erde nieder.

Dieſer Sohn, den er mit weiſer Güte
Einſt im Knabenalter überhäuft,
War indeß in voller Jugendblüthe
Schon zum Heldenthum herangereift.
Auf des Vaters theure Rückkehr harrte
Er ſchon viele Monden ſehnſuchtsvoll;
Jetzt, als von des Pharus hoher Warte
Seiner Ankunft frohe Kunde ſcholl,
Flog er hin zum Port, um mit Entzücken
Den Geliebten an ſein Herz zu drücken.

Aber plötzlich, trüb' und immer trüber
Schwärzt ſich ihm die lichte Gegenwart;

Seine Wonne geht in Schrecken über,
Als ſein Vater, wie vor Schmerz erſtarrt,
Und im Kampfe marternder Gedanken,
Mit Entſetzen ſeinen Anblick flieht,
Als er ihn erblaſſen, zittern, wanken,
Sinken und in Ohnmacht ringen ſieht.
Gramerſchüttert ſtürzt er auf ihn nieder,
Wecket ihn mit Feuerküſſen wieder.

„Vater! theurer Vater! welche Trauer
Hält mit eiſ'gem Arme dich umſtrickt?
Fühlſt du dich nach langer Trennung Dauer
In der Deinen Kreis nicht hochbeglückt?
Kannſt du, neuverjüngt im Glanz des Thrones,
Fühllos deines Volkes Treue ſeh'n?
Und der heißen Liebe deines Sohnes
Mit gedämpfter Rührung widerſteh'n?
Blüht dir kein Erſatz für alle Leiden
In dem ſelbſtgeſchaff'nen Glück der Beiden?

Oder hab' ich, willenlos vermeſſen,
Meine Kindespflicht nicht ſtreng geübt?
Und vielleicht, aus Schwäche treuvergeſſen,
Deines Ruhmes Sonnenglanz getrübt?
Nenne mir, o Vater, das Verbrechen,
Deſſen Schwere dieſen Groll erzeugt!

Zög're nicht, an mir die Schuld zu rächen,
Deren Felsenlast dich niederbeugt!
Alles, auch das Herbste, kann ich tragen:
Aber deiner Liebe nicht entsagen!"

Doch des Jünglings Liebesfleh'n erreichet
Nur des Königs Ohr, doch nicht sein Herz.
Jede sanft're Seelenregung weichet
Seiner Reue ungeheuerm Schmerz.
Endlich lösen Seufzer seine Sprache:
„O Poseidon! grausam war mein Eid,
Aber härter noch ist deine Rache!
Welch ein Opfer hab' ich dir geweiht!
Ha! um welchen Preis hast du den Wogen,
Grausam güt'ger Retter, mich entzogen!

Schleudre mich mit allgewalt'gen Händen
Auf das sturmgepeitschte Meer zurück!
Laß mich in den Wogenstrudeln enden:
Mein Gelübde nur gib mir zurück!
Sterbend will ich meinen Frevel büßen!
Nimm mein Blut; denn Blut gelobt' ich dir:
Laß es dir zur Sühnungstilge fließen!
Räche dich, doch räche dich an mir!
Gern will ich zum Hades niederschweben:
Schone, schone nur des Sohnes Leben!"

Und in dieſem Labyrinth verloren,
Das ihm keinen Rettungspfad gewährt,
Zieht er, um ſich ſelber zu durchbohren,
Graungepackt ſein treues Siegerſchwert:
„Meerbeherrſcher! mit dem eig'nen Leben
Kauf' ich meinen Sohn vom Tode los!“
Doch die Feldherrn, die den Freund umgeben,
Hemmen, ſorgſam ſchnell, den Todesſtoß.
„Götter! darf ich nicht mein Blut verſpritzen,
So zermalmet mich mit Rächerblitzen!“

Und in goldverbrämtem Feſttalare,
Um die Stirne das geweihte Band,
Würdevoll, in ſilberfalb'nem Haare,
Mit der Friedenspalme in der Hand,
Tritt jetzt, Blick und Wort zum Kreterkönig
Wendend, Neptun's Oberprieſter vor:
„Leihe, Fürſt, in Ehrfurcht unterthänig,
Meinem Seherſpruch ein prüfend Ohr,
Und vernimm aus ſeines Dieners Munde
Deine Pflicht und Gottes Gnadenkunde.

Güte iſt der Gottheit ew'ges Siegel;
Ihre Seligkeit iſt Menſchenglück.
Dieſe Liebe ſtrahlt uns aus dem Spiegel
Des geſammten Schöpfungsreich's zurück.

Alles Unglück, alle Erdenplagen
Schafft der Menschen eigner, blinder Wahn;
Und, trotz ihrer Selbstverschuldung, klagen
Sie der Götter Härte frevelnd an;
Thürmen dann, des Himmels Zorn zu brechen,
Schuld auf Schuld, Verbrechen auf Verbrechen.

Wisse, Fürst, nur durch ein edles Leben,
Nur durch Tugend und Gerechtigkeit,
Die den Menschen himmelwärts erheben,
Nicht durch Martern, Mord und Grausamkeit
Werden die Unsterblichen verehret.
Zittre, König, deinen blut'gen Schwur,
Der das innerste Gefühl empöret,
Gegen die Gesetze der Natur,
Gegen deines Retters heil'gen Willen,
Durch des Sohnes Opf'rung zu erfüllen!

Eine Hekatombe weißer Stiere
Bringe deinem Schutzgott dankend dar;
Netze mit dem Blut der Opferthiere
Sühnend den bekränzten Weihaltar;
Deines Brandmahls heil'ge Lohe zeuge
Ihm von deiner Reue Flammenschmerz;
Und in süßen Weihrauchdüften steige
Deiner Rettung Preislied himmelwärts.

Und Neptun wird dich des Schwur's entbinden,
Frieden und Verzeihung dir verkünden."

Tief erschüttert, aber nicht entmuthet
Ob der Trauermähre, steht der Sohn,
Trägt, wie schmerzhaft auch sein Inner's blutet,
Doch der Liebe schönsten Sieg davon.
Wie von einem höhern Geist beseelet,
Der ihn mächtig forttreibt, naht er sich,
Zum Versöhnungstod mit Kraft gestählet,
Rasch dem König: „Ich beschwöre dich,
Vater, bei den furchtbar'n Höllenmächten,
Die des Schicksals Nachtgewebe flechten!

Folge pflichttreu deiner innern Stimme:
Sie ist Gottes Machtwort. Opf're mich!
Opf're mich Neptun's gerechtem Grimme!
Weihe mich dem Tod! nur rette dich!
Folge deiner Herrscherpflicht; ersticke
Das Gefühl des Vaters jetzt in dir:
Sieh in diesem wicht'gen Augenblicke
Nicht den Sohn, das Opfer nur in mir!
Achte nicht der Freundschaft Rettungsahnung;
Höre nur der Gottheit Rachemahnung!

O, wie oft fleht' ich mit Glutverlangen,
Um dein Lebensglück den Himmel an:

Und ich sollte jetzt verrath'risch bangen,
Da mein freier Tod dich retten kann?
Um den Strahl von deinem Haupt zu wenden,
Der dem Eidesbruch Vernichtung droht,
Will ich gern mein junges Leben enden:
Ein willkomm'ner Freund ist mir der Tod!
Ha! wie wird mich der Gedanke heben:
Meinem Tod entblüht des Vaters Leben.

Fürchte nicht, daß ich durch eine Zähre
Oder feige Lust zum Leben dich,
Unsre Ahnen, und mich selbst entehre!
Sieh, hier bin ich, Vater! tödte mich!
Freudig tret' ich dann im Schattenthale
Vor des großen Ahnherrn Richterthron,
Und — mir reift beim ew'gen Freudenmahle
In der Sel'gen Reich der schönste Lohn."
Doch der König starrt zur Erde nieder;
Todesgrausen zuckt durch seine Glieder.

Wahngebilde, finst're Schreckgestalten
Foltern seinen Geist mit Ungestüm:
Plötzlich scheint der Boden sich zu spalten,
Und ein Abgrund gähnet unter ihm;
Ihn umwogen düsterrothe Gluten,
Und der Eumeniden Rächerchor

Stürmt mit hochgeſchwung'nen Natterruthen
Zu des Frevels Strafgericht hervor.
Feſt in ihren Zauberkreis gezwänget,
Fühlt er ſich zum Morde fortgedränget.

Furchtbar ſträubt ſich jetzt ſein Haar; Verderben
Flammt ſein aufgeſcheuchter Blick und Wuth;
Sein verzerrtes Antlitz überfärben
Leichenbläſſe bald und Purpurglut.
Pfeilſchnell greift er plötzlich nach dem Schwerte,
Und durchbohrt kaum ſeiner noch bewußt,
Schneller, als der Freunde Arm ihm wehrte,
Im Verzweiflungsſturm — des Sohnes Bruſt.
Und ſchon fühlt der Mörder von den Schlangen
Der Erynnen Geiſt und Herz umfangen.

Schwergetroffen von dem Würgerſchwerte,
Noch im Tode liebelächelnd, ſinkt
Der verblüh'nde Jüngling hin zur Erde,
Die ſein edles Blut in Strömen trinkt.
Ach! er ſucht mit halberloſch'nem Blicke
Einmal noch das gold'ne Tageslicht;
Glanzgeblendet ſenkt er ihn zurücke,
Und ſein thränenſchwimmend Auge bricht.
Ihn umrauſcht des Todes Nachtgefieder,
Und ſein Schutzgeiſt ſenkt die Fackel nieder.

Wie die Lilie, die in Frühlingsauen
Kaum mit holdem Reiz das Herz entzückt,
Doch im schönsten Brautschmuck, von des rauhen
Nordsturm Hauch schon mitleidlos zerknickt,
Mit gesenkten Kelchen schmachtend endet,
Doch die Purpurweiße nicht verliert,
Und in matterm Glanz nur sanfter blendet:
Also ward, vom Todeskuß berührt,
Kreta's Hoffnung zu des Orkus Flüssen
In des Lebens Lenz hinabgerissen.

Seinem wilden Schmerz nicht mehr gebietend,
Zieht der Fürst, im Uebermaaß der Qual
Gegen sein verhaßtes Leben wüthend,
Nach vollbrachtem Mord den Todesstahl
Blutig rauchend aus des Lieblings Leiche,
Um auf selbstgebroch'ner Todesbahn
Sich dem theuern Sohn im Schattenreiche
Schuldentsündigt, trennunglos zu nah'n:
Doch Poseidon's Oberprieſter schwächte
Schnell den Stoß der mordgezuckten Rechte.

"Falsche Götter! ist der volle Köcher
Eures Zornes noch nicht ausgeleert?
Bleibt mir, unerbittlich strenge Rächer,
Dieser letzte Trost sogar verwehrt?

Habt ihr mir im Zorn das nackte Leben
Und die Sehnsucht nach erlog'nem Glück
Nur zum Fluch und größ'rer Qual gegeben:
O so nehmt dies Giftgeschenk zurück!
Streb' ich nach Glückseligkeit vergebens,
Warum laßt ihr mir die Last des Lebens?

Armes Leben, das aus Jammerklagen
Mir der Parze Hand zusammenspann!
Dessen starre Fesseln ich nicht tragen,
Auch nicht brechen, nur verfluchen kann!
Habt ihr euern Grimm auf mich gerichtet,
Warum sprengt ihr nicht mein Eisenjoch?
Habt ihr meine Menschheit selbst vernichtet,
Warum laßt ihr das Gefühl mir noch?
Wollt ihr dem Verderben preis mich geben,
Warum kettet ihr mich fest an's Leben?

Mitleid mit des Sohnes edelm Dulden,
Der so früh die Heldenlaufbahn schloß,
Abscheu vor des Vaters Selbstverschulden,
Der im Wahn der Unschuld Blut vergoß,
Uebermannt die Kreter und empöret
Ihr beleidigtes Naturgefühl;
Ihre zügelfreie Rache ehret
Keine Schranken, kein Gesetz, kein Ziel.

Drohend, in des Aufruhrs Schreckgeleite,
Schwingen sie die Waffen, wie zum Streite.

Und der Zwietracht Gifthauch facht den Funken
Mehr und mehr zur Riesenflamme an;
Tobend schreit das Volk, wie wahnsinntrunken:
„Fluch ihm und Verderben! Der Tyrann
Darf nicht länger mehr in Kreta weilen!
Laßt ihn fliehen oder seines Sohn's
Blut'ges Schicksal ohne Schonung theilen!
Auf! verbannt den Schänder unsers Thron's!
Fort mit ihm! Wird er doch den Erynnen
Und sich selbst nie, wenn auch uns, entrinnen!“

Selbst des Oberpriesters heil'ge Würde
Schärft den Meutern fruchtlos Sanftmuth ein:
„Kreter! wollt ihr euers Stammes Zierde,
Eurer Weisheit Ruhm so tief entweih'n?
Wollt ihr frevelnd mit den Göttern rechten?
Dürfet ihr den Sohn Deukalion's
Und den Enkel Minos, des Gerechten,
Den allein'gen Erben euers Thron's,
Der so oft sein Blut für euch vergossen,
Rechtlos aus der Ahnen Reich verstoßen?“

Doch gleich den zum Raub geschaarten Leuen,
Die des Hungers glüh'nde Gierde sticht,

Die ſich eher tödten, als zerſtreuen
Oder zähmen laſſen: alſo bricht,
Trotz des Prieſters frommer Warnungsſtimme,
Die umſonſt im Sturmgedräng' verhallt,
Jetzt das Volk mit ungeſtümerm Grimme
Seines Königs milde Erbgewalt:
„Soll der Strafe Richtſchwert dich verſchonen,
Schiff' in ſchneller Flucht nach fremden Zonen!“

„Rette dich, mein König,“ ruft der Seher,
Der dem Aufruhr nicht mehr ſteuern kann;
„Säume nicht! Stets dräuender und näher
Wälzt ſich die Gefahr auf dich heran.
Schnell zu Schiffe! Flieh' auf ſicherm Pfade!
Flieh', wohin dich Wind und Welle treibt!
Und vertrau' dein Heil der Gottheit Gnade,
Die der Reu' nie unverſöhnlich bleibt!
Rette dich! die Gunſt der Zeit verfließet —
Eh' der Rettungsweg ſich dir verſchließet!“

„Fort,“ ruft jetzt der König, „fort in's Weite!
Freunde! weg von dieſem Schreckensort!
Rings, wohin ich ſcheu die Blicke leite,
Seh' ich nur den ungeheuern Mord.
Weg von dieſem blut'gen Heimatherde,
Wo mein Lebensglück in Trümmer ſank!

Weg von dieſer fluchbelad'nen Erde,
Die das Herzblut meines Sohnes trank!
Unaufhaltſam, wie mit ehr'nem Bande
Zieht's mich fort aus dieſem Unheillande.

Ach! zu viel des Blut's iſt ſchon gefloſſen,
Und mir fließe jetzt kein Tropfen mehr.
Rief' ich meiner Siege Kampfgenoſſen
Zur Beſchützung ihres Freundes her:
Rächend würden ſie die wilden Haufen,
Die Empörung dürſten, niedermäh'n;
Blutig würd' ich mir den Thron erkaufen,
Oder ruhmvoll kämpfend untergeh'n.
Doch nur frei will ich des Schickſals Streichen,
Nicht des Volkes wilder Drohung, weichen!

Freunde! hinter allen Meeresfernen
Endet unſ'rer Irrfahrt flücht'ger Lauf.
Folgt mir! Jenſeits unter beſſern Sternen
Nimmt uns eine neue Heimat auf.
Wer mich liebt, verharrt zu meinen Seiten,
Schirmet mich in Stürmen und Gefahr,
Wird durch Tod und Hölle mich begleiten!"
Freudig ſchwört der Schlachtgefährten Schaar:
„Feldherr! wenn wir treulos dich verlaſſen,
Mag uns tauſendfacher Tod umfaſſen!"

„Kreter! lebt ſtets glücklich, lebt in Frieden!
Ewig bleibt mein Herz euch zugethan;
Habt ihr gleich von mir euch losgeſchieden,
Häng' ich doch euch unzertrennlich an.
Nimmer folt're euch der Tag der Reue,
Daß mich euer Undank weggebannt!
Leb' denn wohl auf ewig, — ich verzeihe —
Hartes, doch geliebtes Vaterland!"
Ruft's und ſchifft ſich ein mit ſeinem Heere,
Und durchſteuert ſchnell das Reich der Meere. *)

C. M. Kneiſel.

---

*) Bekanntlich gründete Idomenäus mit ſeinen Fluchtgefährten in der Folge ein neues Königreich in dem Lande der Salentiner in Italien.

Gedichte

von

Heinrich Stieglitz.

1.

Der Thürmer.

Hoch lodert die Flamme, wild wüthet der Sturm
Und rüttelt den feuergerötheten Thurm,
Die ganze Ebene weit umher
Glüht rings, ein wogendes Feuermeer.

Der Thürmer schwinget mit starker Hand
Die Glocke, verkündend den lodernden Brand;
Laut jammernd umstehen ihn Weib und Kind:
„O rette dich, Vater, o rett' uns geschwind!"

Und lauter tönet die Glocke nach,
Schon dringt der Qualm durch Sparren und Dach;
„Und bis mir ermattend die Kraft gebricht,
Nichts reißt mich hinweg von der heiligen Pflicht."

Laut praſſelt die Flamme, wild wirbelt der Sturm,
Und treibt ſie je höher und höher den Thurm;
Da ſtürzt die Glocke dumpfdonnernd herab,
Und deckt den Thürmer, und wird ſein Grab.

2.

Winterlied.

Blumen blüh'n an meinem Fenſter
Kraus und hell und lilienweiß;
Ach! es ſind nicht deine Blumen,
Sind ſo ſtarr wie Schnee und Eis.

Ohne Blüthe, ohne Leben,
Ohne Glut und ohne Duft
Seh' ich meine Winterblumen
Schwinden an der warmen Luft.

Aber Eine Blume weiß ich,
Die im ew'gen Lenze blüht!
Deine Treu' iſt's, trautes Mädchen,
Von der Liebe Hauch durchglüht.

3.

Der Wanderer.

O wie manche, manche Hütte
Muß ich noch vorübergeh'n!
Ach, und wie bei manchem Schritte
Bleibt mein Fuß verweilend ſteh'n!
Wo iſt Ruhe, wo iſt Frieden
Für den Wandernden hienieden?

Aber weiter, immer weiter
Treibt es ihn durch Thal und Höh',
Schon verlor er den Begleiter
In der weiten, tiefen See;
Ihm ward Ruhe, ihm ward Frieden,
Aber wandernd nicht hienieden.

Ja, vergebens ſuchſt im Wandern
Frieden du von Ort zu Ort,
Denn von einem zu dem andern
Treibt dich's unſtät fort und fort;
Für den Wanderer hienieden
Gibt nur Eines ſüßen Frieden.

Denn, ach! du willſt mein Sehnen,
Mein Lieben nicht verſteh'n;
Du könnteſt meine Thränen
Mit kaltem Lächeln ſeh'n.

Du gabſt und nahmſt dem Herzen
Sein Glück und ſeine Ruh';
All' ſeine Luſt und Schmerzen,
Sein ſüßes Weh' biſt — Du.

Und willſt du nie erhören
Was Wort und Seufzer fleh'n,
Mir keine Gunſt gewähren,
Und ſelbſt mein Leid verſchmäh'n;

Doch will ich dir zu eigen
Dem ſtrengſten Dienſt mich weih'n;
Will lieben, dulden, ſchweigen,
Treu, ohne Hoffnung, ſeyn.

Will meiden Luſt und Frieden
Auf einſam trübem Pfad,
Bis einſt dem Wegemüden
Erwünſchter Schlummer naht.

Drückt dann die letzte Stunde
Mein weinend Auge zu,
Bebt noch auf bleichem Munde:
O Du, mein ſüßes Du.

Heinrich Seidel.

Gedichte

von

Adolph Stöber.

1.

Robin Hood.*)

Altengliſche Ballade.

1.

Der Grünſpecht ſingt auf ſeinem Aſt,
Läßt nicht mit Singen nach,
Er ſingt den wilden Robin Hood,
Den Räuberhauptmann, wach.

„Bei Gott!“ hub jetzt der Räuber an,
„Mir träumt' es heute Nacht,
Zwei Söldner fielen auf mich ein,
Da gab es harte Schlacht.

*) Dieſer Räuber lebte um's Jahr 1190 unter Richard I. ; er ließ nur ſolche tödten, von denen er angegriffen wurde, und hatte, wie der alte Geſchichtſchreiber Major verſichert, unter allen Räubern am meiſten Rechtsgefühl.

Sie ſchlugen mich, ſie banden mich,
Und brachen den Bogen mein.
So wahr ich Herr in dieſem Gau,
Das muß gerochen ſeyn!

Heda, Klein John, den Bogen her!
Sollſt heute mit mir geh'n;
Will nach den ſchlimmen Häſchern gleich
In allen Wäldern ſeh'n."

Sie warfen den grünen Mantel um
Und ſchritten hinab den Wald,
Und mitten im Hohlweg zeigte ſich
Ein Lanzknecht alſobald.

Ein langes Schwert, ein blanker Dolch
An ſeinem Gürtel hängt,
Und von der Schulter bis auf die Zeh'
Ein Küttel ihn umfängt.

„Mein liebſter Meiſter," ſprach Klein John'
„Steh hier im Dickicht ſtill;
Was der im Schilde führen mag,
Ich bald erkunden will."

„Mit nichten," versetzte Robin Hood,
„Hier ist vonnöthen ein Mann;
Der Meister selbst bestehen muß,
Was nicht der Geselle kann."

Da schieden John und Robin Hood
Wol rechts und links am Steg;
Klein John der ging nach Barnesthal
Zurück den hohlen Weg.

Und als er kam nach Barnesthal,
Da fand er großes Leid,
Zwei Brüder lagen auf dem Gras,
Erschlagen allebeid'.

Der Scheriff war heut' morgen früh
Geschlichen in den Tann,
Und hatte rings die Höhl' umstellt
Mit siebenmal zwanzig Mann.

„Jetzt gilt es einen guten Schuß,
Im Namen Jesu Christ!
Den Scheriff bald gereuen muß
All' seine Hinterlist."

Klein John den langen Bogen ſpannt,
Dem Scheriff zielt er nach,
Der Bogen aber von dünnem Holz
In tauſend Splitter brach.

„Fluch über dich, du falſches Holz,
Weh', daß du gewachſen am Aſt!
Weh', daß du mir, ſtatt Glück und Heil,
Verderben geſtiftet haſt!"

Der Pfeil nur ſchlaff geſchoſſen war,
Fiel doch nicht allzuſchlecht,
William von Trent zu Boden fiel,
Des Scheriffs erſter Knecht.

Viel beſſer wär's, William von Trent
Daheim in Krankheit läg',
Als daß er juſt dem Pfeile John's
Getreten in den Weg.

Doch wo ſich Männer treffen, thun
Halt fünfe mehr als drei:
Geknebelt ſchleifen die Söldner ſchon
Zum Scheriff ihn herbei.

„Du sei'st durch Thal und Berg geschleift,
Auf einem Felsen erhenkt!"
„Das kann mißglücken," sprach Klein John,
„Wenn's Christi Willen lenkt."

Jetzt brechen wir vom Gesellen ab,
Vom Meister heben wir an,
Was der im Hohlweg mittlerweil
Dem Lanzknecht angethan.

2.

„Gut'n Morgen," spricht Robin, „Kam'rad,"
Der Lanzknecht lüpft seine Mütz' —
„Mir deucht, nach deinem Bogen da,
Du bist ein guter Schütz'."

„Ich such' im Wald den Robin Hood
Und seine Räuberschaar,
Nähm' lieber diesen schlimmen Mann,
Als hundert Thaler baar."

„Nun, lieber Lanzknecht, komm mit mir,
Den Robin sollst du seh'n,
Doch wollen wir zur Kurzweil erst
Uns hier im Grünen ergeh'n.

Laß üben uns ein Meiſterſtück
Dort auf der Heide frei;
Wir locken wol den Robin Hood
Mit unſerm Schießen herbei."

Sie hieben ſich zwei Aeſte gleich
Von einem Schlehdorn ab;
Dreihundert Schritt' weit ſteckten ſie
Zum Ziele ſich den Stab.

„Heb' an, Kam'rad!" ſpricht Robin Hood,
„Der erſte Schuß iſt dein."
„Bei Gott!" verſetzt der Lanzknecht, „nein!
Du ſollſt der erſte ſeyn."

Den erſten Schuß hat Robin Hood,
Er fehlte nur einen Daum;
Der Lanzknecht war ein guter Schütz',
Doch jetzo wagt' er's kaum.

Der Lanzknecht hat den zweiten Schuß,
Er traf wohl in den Kranz;
Doch Robin Hood noch beſſer traf,
Den Stab zerſpält' er ganz.

Der Lanzknecht rief: „Ein Meisterschuß!
Sag' an, wie heißt dein Nam'?"
„Den sollst du wissen," sprach der Schütz',
„Wenn ich erst deinen vernahm."

„Mein Aufenthalt ist dieser Wald,
Bis Robin Hood erblich:
Wer mir den rechten Namen sagt,
Heißt Guy von Gisborn mich."

„Und hier in diesem Waldrevier
Steht meine freie Schlucht:
Bin Robin Hood von Barnesthal,
Den du so lang gesucht."

Wer Freund nicht, noch Verwandter war,
Dem wär's ein lustig Schau'n,
Zu seh'n die beiden Männer jetzt
Mit ihrem Schwert sich hau'n.

Robin an eine Wurzel stieß,
Fiel rücklings drüber hin,
Sir Guy von Gisborn flink genug
Hieb in die Rippen ihn.

„Ach! liebe Frau," rief Robin-Hood,
„Du Mutter und Maid zumal!
Mir deucht, bevor kein Stündlein schlug,
Kein Mann verschied niemal."

Er dacht' an unſ're liebe Frau
Und raffte ſich auf mit Macht,
Und hat mit einem Streich auf's Hirn
Sir Guy zu Fall gebracht.

Ein iriſch Meſſer zog er nun,
Schnitt ihm in's Antlitz ein,
Daß wol kein Auge mehr errieth,
Weß Haupt dies mochte ſeyn.

Drauf warf er ſeinen Mantel ab
Und deckte den Leichnam zu,
Und hüllte ſich in den Söldnerrock
Vom Hals bis auf die Schuh'.

„Mit deinem Bogen und kleinen Horn
Will ich von dannen geh'n,
Muß wieder heim gen Barnesthal,
Nach meinen Geſellen ſeh'n."

Das Hörnlein ſetzt' er an den Mund,
Blies einen hellen Ton;
Der Landſcheriff von Nottingham
Der hörte das Klingen ſchon.

„Horcht!" rief der Scheriff alſogleich,
„Es kommt ein guter Bot';
Sir Guy von Gisborn ſtieß in's Horn,
Den Robin ſchlug er todt.

Das iſt fürwahr ſein kleines Horn,
Er bläſt zu rechter Zeit,
Da kommt er ſelbſt geſchritten ſchon
In ſeinem Küttel weit.

Willkomm, Sir Guy, nun bitte nur,
Es ſoll dir alles geſcheh'n."
„Ich will dein Gold nicht," ſprach der Held,
„Und nicht dein Ritterlehn.

Doch weil ich ſchlug den Meiſter todt,
Laß mich die Geſellen fah'n;
Das iſt der Lohn, deß ich begehr',
Mag keinen andern empfahn."

Der Scheriff ſprach: „Und wärſt du klug,
Du hätt'ſt bekommen ein Lehn;
Doch weil dein Bitten ſo gering,
Soll's gerne dir geſcheh'n."

Klein John den Meiſter wohl erkennt
Und merkt die Hinterliſt.
„Jetzt werd' ich bald erlöſet ſeyn,
Das gebe Jeſus Chriſt!"

Und Robin gibt ihm einen Wink,
Ihn löſen will er jetzt;
Doch hat der Scheriff und ſein Troß
Ihn allzunah' beſetzt.

„Zurück! was drängt ihr mich ſo ſehr?
Nie galt es hier zu Land,
Daß einer des andern Ohrenbeicht
Zu horchen ſich unterwand."

Robin ſein iriſch Meſſer zog
Und löſt ihm Hand und Fuß,
Gab ihm den Bogen von Sir Guy
Und wünſcht ihm guten Schuß.

Klein John ergriff den Bogen schnell
Sammt einem spitzen Pfeil;
Wie das der Scheriff kaum geseh'n,
Entrann er in aller Eil'.

So lief er heim gen Nottingham,
Wie ein gejagter Dieb,
All' seine Gesellen hinterdrein,
Nicht Einer zurücke blieb.

Der Scheriff war nicht flink genug,
Nicht schnell genug sein Roß,
Klein John ihm einen scharfen Bolz
Noch in den Rücken schoß.

2.

Adlerhorst.*)

Erzitternd ſtieß der Nachen auf am Strand;
Die Kette werfend um die Uferweide,
Schwang hurtig unſer Schiffer ſich an's Land,
Und aus dem Boote ſtiegen drauf wir beide,
Mein Freund und ich. Vor uns mit friſchen Ranken
Lag eine würzereiche Kräuterheide,
Und drüben hob ein Fels die Rieſenſchranken
Fünfhundert Fuß hoch, Adlerhorſt genannt.
Es hielt ein Eichwald ſeine mächt'gen Flanken
Mit dunkelgrünem Gürtel rings umſpannt,
Darüber wölbte ſich in ſtolzer Breite
Die nackte, weiße Bruſt der Marmorwand,
Und aus dem Felſenhaupt in blauer Weite
Flog um den Horſt ein Adler kreiſend auf,
Und ſeine Jungen übten ſich im Streite:
So ſtand er da, vom Fuße bis zum Knauf
Mit Kraft und Stolz gewappnet, wie ein Rieſe.
Wir ſchauten voll Bewunderung hinauf,

*) Ein durch ſein Echo berühmter Felſen bei dem obern See von Killarney in Irland.

Da blies dicht hinter uns, am Saum der Wiese,
Des Schiffes Waldhornspieler also sacht,
Als ob er nur aus weiter Ferne bliese;
Und plötzlich, von dem leisen Hauch entfacht,
Stand hell der mächt'ge Fels in Klangesflammen,
Und voll und voller, wie mit Zaubermacht,
Die Töne von der Höhe niederschwammen
Und schlugen, wie ein gold'ner Wasserguß,
Lindspülend über unserm Haupt zusammen.
Es war, als müßt' in plötzlichem Erguß
Ausschütten sich das ganze Herz des Riesen,
Als müßt' er in der warmen Laute Fluß
Ein lang verhaltenes Gefühl ergießen.
Wir standen lange da; nun hörten wir
Die letzten Klangeswellen fern zerfließen.
Ergriffen sah mein Freund in's Auge mir
Und mußte mir die Hand vor Freude drücken —
Mein guter Freund! — So wie zu Muthe dir,
So glänzten mir die Augen vor Entzücken
In jener Stunde, da zum erstenmal
Dein Herz sich offenbarte meinen Blicken.
Er war ein Jüngling — alle Nerven Stahl —
Vom Haupte bis zum Fuß mit Kraft gerüstet —
Dem Aug' entblitzte rascher Kühnheit Strahl,
Und stolz, als hätten Adler drin genistet,
Erhob er seine Stirne sonnenwärts:
So stand er, wie der Felsen, hochgebrüstet.

Verſchloſſen aber war ſein ſtolzes Herz;
Nicht wiſſend von gemüthlichen Ergüſſen',
Und fremd der Liebe tiefem Seelenſchmerz' —
So ſchien es mir. Ach! nie erwärmt von Küſſen
Und Liebesworten, hatt' er, eine Waiſe,
Im Schoos der Eigenſucht erwachſen müſſen;
So blieb ſein Herz verengt im fremden Kreiſe.
Da ward ich eines Tags ihm zugeführt,
Ich ſprach zu ihm ein liebend Wörtlein leiſe,
Das hat ſo tief ſein Innerſtes gerührt,
Daß alſobald die Bruſt ihm überquoll
Von Liebesfülle, die er nie verſpürt;
Sein Herz mir auszuſchütten reich und voll,
Drängt' ihn der Liebe langentbehrt Beglücken,
Und frei der Fluß der warmen Rede ſchwoll.
Mein feuchtes Auge glänzte vor Entzücken —
Das ahnt' ich nicht in dieſer ſtolzen Bruſt!
Ich mußte ſeine Hand vor Freude drücken,
Wie jetzt er mir gethan im Drang der Luſt.

Adolph Stöber.

Gedichte

von

August Stöber.

I.

Das Mährchen vom Knäblein, vom Mägdlein und der böſen Stiefmutter.

1.

Die böſe Stiefmutter ſitzt und ſpinnt,
Und drüber manch' böſe Mähr' erſinnt.

Das Knäblein ſpringt luſtig zur Thür' herein:
„Frau Mutter, gebt mir ein Aepfelein!“

„„Du weißt in der Kammer da ſteht die Truh',
Drin liegen viel Aepfel, ſo roſig wie du!““

Das Knäblein hebt auf den Deckel ſchwer;
Die böſe Stiefmutter iſt hinter ihm her.

Das Knäblein ſtrecket den Kopf hinein,
Will greifen das ſchönſte Rothäpfelein.

Da hört man's dumpf rollen hinab in die Truh';
Der ſchwere Deckel klappt drüber zu.

2.

Die böſe Stiefmutter ſitzt und ſpinnt,
Und drüber manch' böſe Mähr' erſinnt.

Das Mägdlein ſpringt luſtig zur Thür' herein:
„Frau Mutter, wo iſt mein Brüderlein?"

„„Dein liebes Brüderlein naſcht allein
In der Kammer die ſüßen Rothäpfelein.""

„Frau Mutter, möcht' auch nach den Aepfeln ſchau'n!"
„„So hol' dir den ſchönſten, doch laß dir nicht grau'n!""

Das Mägdlein hebt auf den Deckel ſchwer;
Die böſe Stiefmutter iſt hinter ihm her.

Da hört man's dumpf rollen hinab in die Truh';
Der ſchwere Deckel klappt drüber zu.

3.

Die böse Stiefmutter ſitzt und ſinnt,
Am Rocken blutige Fäden ſie ſpinnt.

Der Vater tritt ſpät zur Thür' herein:
„Wo ſind meine lieben zwei Kinderlein?“

„„Die Kinderlein liegen in guter Ruh',
Sie ſchlafen ſelbander in einer Truh'.““

Es flattert, es pickt an's Fenſterlein;
Zwei ſchneeweiße Vöglein ſchauen herein.

„Frau Mutter, habt Dank für die Aepflein roth!
Frau Mutter, habt Dank für den ſüßen Tod!“

Die fällt vom Seſſel zu Boden ſchwer;
Der Platz iſt hinter dem Rocken leer.

Ein ſchwarzer Vogel die Kammer durchſauſt,
Und ächzend, krächzend durch's Fenſter brauſt.

2.

Beim Brunnengraben.

Sie haben tief gegraben
Nach einem ſüßen Quell,
Der kommt hervorgeſprudelt
Durch Rinnen, ſilberhell.

Der ſoll dem Durſt'gen laben
Sein durſtig Herz und Mund,
Der ſoll im Thal erfriſchen
Den trock'nen Wieſengrund.

Auch mir hat ſich erſchloſſen
Ein Born, doch labt er nicht;
Ob ſeinem Todesſpiegel
Stirbt jede Blume licht.

Durch blaſſes Feld gefloſſen,
Zerrinnt er, wenig hell;
Er führt nur bitt're Waſſer,
Und heißt der Thränenquell.

3.

Wolkenveste.

Hoch wölbt sich am Himmel die Wolke,
Streckt duftige Spitzen empor,
Umsäumet wie Thürmlein und Warten
Mit silbernem, schimmerndem Flor.

Kampflustig erhebt sich die Lerche,
Steigt jubelnd über den Wall,
Und aus der eroberten Veste
Tönt schmetternd der Siegerin Schall.

August Stöber.

Der Wunderbaum zu Nussberg.

Von

W. Weitz.

Wer mag das Kind im Garten dort,
Das arme Kind wol seyn?
Es schlich sich aus dem Hause fort,
Und weint für sich allein.

„Mein Kind, warum bist du betrübt
Und weinest du so sehr?“
„„Ach, Vater! weil mich niemand liebt,
Drum weine ich so sehr.““

„Weil ich dir nichts hab' mitgebracht,
Weinst du, mein Kind, gesteh'!“
„„Ja, weil du mein noch nie gedacht,
Das thut mir, Vater, weh'!““

„Ich lieb' dich wie mein Augenlicht,
Mein armes Kind, doch sieh'!
Ich darf ja vor der Mutter nicht,
Denn sie verzieh' mir's nie!

Den Brüdern und den Schweſtern dein
Iſt ſie noch hold geſinnt,
Und will nicht deine Mutter ſeyn,
Weil du nicht biſt ihr Kind!“

Da weint das Kind noch mehr und fällt
Dem Vater in den Arm;
Der Vater es umſchlungen hält,
Weint ſelbſt, daß Gott erbarm'!

Und ſucht in allen Taſchen nach
Vor Jammer und Verdruß,
Doch in den Taſchen fand er, ach!
Nur eine Haſelnuß.

Da reicht er ſie dem Kind und ſpricht:
Iſt alles, was ich hab',
Nun ſei nur ſtill und weine nicht,
Biſt ja mein lieber Knab'!

Drauf gibt er ihm noch einen Kuß,
Und geht in's Haus hinein;
Der Knabe bleibt und gräbt die Nuß
Tief in den Boden ein.

Und knieet an demſelben Platz,
Verrichtet ein Gebet,
Und hütet jetzt wie einen Schatz
Den Kern, den er geſä't.

Wenn Morgens ihn der Vater weckt,
Und vor er ſchlafen geht,
Kniet er, die Aermlein ausgeſtreckt,
Wo er den Kern geſä't.

Und als das Knäblein einſt erwacht
Aus ſüßem Unſchuldstraum,
Und ſich zu ſeinem Plätzchen macht,
Da ſteht, o ſieh', ein Baum!

Und Wunder! auf dem Baume iſt
Ein and'rer Baum erblüht,
An dem der Heiland, Jeſus Chriſt,
Einſt für die Welt verſchied.

Und als das Wunder Glauben fand,
Da ſtrömten augenblicks
Die Chriſten aus dem ganzen Land
Zum heil'gen Kruzifix.

Wer in des Baumes Schatten saß
Nur einmal, und war krank,
Der ging von dannen und genaß,
Und wußt' es Christo Dank.

Wer aber kniet im Priesterkleid
In Nußbergs Kirchlein dort?
Das ist der Knabe, gottgeweiht,
Verkündet Gottes Wort.

W. Weitz.

Gedichte

von

Heinrich Künzel.

1.

Das Nachtmahl zu Fulda.

Am heil'gen Bonifaciustage,
Des Abends in dem Stift,
Da ſitzen beim reichen Gelage
Die geiſtlichen Hirten der Trift.
Der Abt von Fulda pflegte
Zu Speiſen und Wein und Fiſch,
Die in Kellern und Küchen er hegte,
Sie laden alljährlich zu Tiſch.

Die Thüren werden verſchloſſen,
Daß nichts die Andacht ſtört;
Doch ehe wird eingegoſſen,
Eins noch der Herr Abt begehrt:

„Bevor wir trinken und eſſen,
Nimm jeder zur Hand ſein Brevier;
Ihr habt es doch wol nicht vergeſſen
Und ſprechet den Segen mit mir!“

Prälaten, Kapläne ſahen
Mit großen Augen ſich an;
Sie mußten es endlich bejahen,
Daß nicht ſie das alſo gethan.
Sie hatten am langen Tage
Gebetet, geſungen mit Haſt;
Ein jeder war dann zum Gelage
Geſprungen als hungriger Gaſt.

Der Oberhirt fing drum alleine
Das Kyrie Eleyſon an,
Doch auf die Flaſchen mit Weine
Die geiſtlichen Herren nur ſah'n.
Kaum hatte in Chriſti Namen
Geendet der fromme Abt,
So ruft zwar ein jeder ſein Amen,
Doch gleich eine Flaſch' ſich auch krappt.

Sie greifen dann ſchnell in die Taſchen;
Sie ſuchen wol nach dem Brevier?
Was werden ſie drinnen erhaſchen?

Alle Wunder! — Einen Pfropfenzieh'r!
Den ſetzen ſie ſchnell an die Stöpfſel
Und gießen die Gläſer ſich voll;
Was gibt es da für ein Getröpfſel,
Was gibt's für ein lautes Getoll!

Das Aebtlein will anfangs verbeißen
Auf den Lippen die heimliche Luſt,
Will's gar ſeinen Gäſten verweiſen:
Doch lachet er voll aus der Bruſt.
Und alle lachen und klingen:
„Es leb' der Herr Abt von Fuld!“
Und es ſahen die Gäſte blinken
Aus den Aeuglein die äbtliche Huld.

2.

Leid und Lied.

Junge Lieder, junge Leiden
Sind des Dichters höchste Lust,
Und es graben sich die beiden
Auch am tiefsten in die Brust.

In dem jungen Liede schäumet
Wild der Jugend Rausch und Braus,
In dem jungen Liede träumet
Sich die erste Liebe aus.

In dem jungen Liede gähret
Feurig unsrer Jugend Wein,
Seiner Wogen Gold verkläret
Sich im lichten Morgenschein.

Junge Leiden schneiden kräftig
Ein sich in des Lebens Mark;
Junge Wunden bluten heftig,
Machen Jünglingsseelen stark.

Junge Leiden wählen zeitig
Sich zum Bett das junge Herz,
Daß in ihm ſich himmelsfreudig
Spiegelt einſt der Erde Schmerz.

Keine Lieder ohne Leiden,
Jedem Lied das tiefſte Leid;
Und ich lebe aus in beiden
Meine ſchöne Jugendzeit.

3.

Hic Caesar transibat.

Vom Hohenſtaufenſchloſſe,
Kaum hebt die Sonne ſich,
Eilt ſchon der Barbaroſſe,
Der Kaiſer Friederich,
Hinab zu der Kapelle
Am untern Bergeshang;
In alle Gauen helle
Des Glöckleins Läuten drang.

Es rufet die Bewohner
Des Berges zum Gebet;
Des deutſchen Reiches Throner
Auch unter ihnen geht.
Es wallt um ſeine Glieder
Das härene Gewand,
Als Büßer ſteigt er nieder,
Ein Kreuz in ſeiner Hand.

Und ehe noch die Schwelle
Berührt des Kaiſers Fuß,

Sinkt nieder er zur Stelle,
Spricht leiſe ſeinen Gruß.
Tritt dann, die Bruſt bekreuzend,
In die Kapelle ein,
Um's Tabernakel reizend
Spielt goldner Sonnenſchein.

Der Prieſter ſingt die Meſſe
In ahnungsvollem Drang,
Der Orgel tiefſte Bäſſe
Begleiten ſeinen Sang.
Er öffnet's Tabernakel
Und zeiget die Monſtranz,
Das Brodwandlungsmirakel
Geht vor in heil'gem Glanz.

Auf ſeinen Knieen lieget
Der Rothbart ſtill und fleht,
In Himmelsruhe wieget
Ihn ein ſein fromm Gebet.
Und während ſchon die andern
Aus der Kapelle fort
Zum Schloſſe aufwärts wandern,
Kniet noch der Kaiſer dort.

In Andacht hingegossen
Denkt er an's heil'ge Grab,
Und reiche Zähren flossen
Von seinen Wangen ab.
„Du bist für mich gestorben,
Du Gottes ew'ger Sohn;
Durch deine Gnad' erworben
Hab' ich des Reiches Thron!

Du hast mir Kraft gegeben,
Was wär' ich ohne dich?
Mein Leben und mein Streben
Weiht dir nur fortan sich.
Ich zieh' zum heil'gen Lande,
Wo wandelte dein Fuß;
Wo einst der Engel sandte
Der Jungfrau seinen Gruß.

Den Richtplatz will ich grüßen,
Ausweinen meinen Schmerz;
Die heil'ge Erde küssen,
Und läuteren mein Herz.
Und dort, wo du geduldet
Den Welterlösungstod,
Büß' ich, was ich verschuldet,
Im späten Abendroth!“

Fort zog in seinen Ehren
Der greise Held beglückt;
Als Sieger dacht' zu kehren
Nach Staufen er zurück.
Doch sah er nicht die Stätte,
Worin der Heiland lag;
In Selephs Wogenbette
Sein Heldenauge brach.

Versunken sind die Hallen,
Versunken ist sein Schloß;
Mit Konradin gefallen
War Staufens letzter Sproß.
Nur die Kapellenpforte,
Durch die der Kaiser trat,
Blieb stehen mit dem Worte:
„Hic Caesar transibat!"

Heinrich Künzel.

Burg Stolzenfels.

Von F. G. Drimborn.

1.

Am blauen Himmel schwebet der königliche Aar;
Den mächt'gen Sturm beherrschet sein starkes Flügelpaar;

Auf seinem Haupte trägt er zwei Kronen allzumal;
Mit seinen Blicken späht er hinunter in das Thal.

Es ragt zum blauen Himmel ein Felsen stark und fest:
Drauf will ich mir erbauen ein unersteiglich Nest;

Darauf will ich mir bauen ein königliches Schloß,
Dran jeder Sturm zerschelle und jegliches Geschoß!

Stolz schaut der Bau zum Himmel, schaut weit hinein in's Land,
Die schönste Burg am Rheine, Schloß Stolzenfels genannt.

Wohl ist daran zerschollen manch kühn gewagter Sturm;
Noch steht er unerstiegen, der stolze Felsenthurm.

Doch hielt' der Aar auch selber die königliche Wacht,
Den stärksten Feind, den hat er noch nicht zur Ruh'
gebracht.

Und zög' mit tausend Schwertern er selbst hinaus zum
Streit,
Viel stärker als Stahl und Eisen ist die allmächtige Zeit.

2.

Der Rhein mit seinen Wellen geht ruhig seinen Lauf;
Die Nachtgespenster kommen im Nebelflor herauf.

Des Stromes Wellen lispeln gar wundersame Mähr;
Aus seinem Schoße tauchet der Träume buntes Heer.

Es öffnen seine Fluthen den sagenreichen Mund;
Der Träumer schaut hinunter auf den kristall'nen Grund.

Da ragen stolze Burgen mit Thürmen mannigfalt,
Draus weithin in die Lande die Lärmtrommete schallt.

Hei, wie die Schwerter blitzen aus kühnem Männertroß!
Wie nächtlich Wetterleuchten umbräut's das stolze Schloß.

Sie zieh'n mit ihren Mannen den Weg zur Burg hinan;
Vom Huf der Rosse zittert des Rheines Spiegelplan.

Vom Klang der Waffen bebet des Rheines tiefster Grund; —
Wer sind denn die seltsamen Gäste zur späten Abendstund'?

Die Wellen ziehen vorüber. Die Mährchen wundersam,
Sie hat ein Schwan gesungen, der auf dem Strome schwamm.

5.

Und wieder steh' ich hierunten — vor mir die Gegenwart.
Die Gräber alter Zeiten, sie liegen aufgescharrt.

Ein Aar sitzt auf dem Felsen und thürmet Stein auf Stein,
Bis Burg und Zinnen glänzen im neuen Morgenschein.

Die Zeit hat weggeworfen ihr abgetragnes Kleid;
Auf ihrem Haupte prangt nun der Krone Goldgeschmeid.

Den Purpurmantel gürtet sie um den ew'gen Leib;
Der Adler hält umschlungen das königliche Weib.

Das Alles kann ich sehen im feuchtazurenen Blau,
Und kann viel mehr noch sehen, je tiefer drein ich schau!

Ich ſehe, wie zum andern gereift die junge Saat,
Die alten Mährchen werden zur neuen Heldenthat;

Wie über tauſend Jahren der blaue Himmelsdom
So klar wie heute ſpiegelt in dem kriſtallenen Strom.

Der ſtarke Fels dort oben — wie heute ſteht er noch,
Nur daß er abgeſchüttelt das ſtolz gethürmte Joch.

Auf ſeinem Haupte aber wiegt herrlich, wunderbar,
Sein goldenes Gefieder der königliche Aar.

Aus Staub und Aſche ſteigt er, ein andrer Phönix, auf;
In freiem Fluge zeigt er der goldnen Zeiten Lauf:

Indeß der alte Träumer in Thaleseinſamkeit
Den Traum hinüber träumet in alle Ewigkeit.

F. G. Drimborn.

Gedichte

von

Ludwig Braunfels.

1.

Der Fischer von Cannes.

Die Sonne glänzt im Mittag
Auf dem verschwiegnen Meer;
In tiefer Küstenhöhlung
Erseufzt die Woge schwer.

Der Fischer mit dem Knaben
Steigt aus dem Kahn an's Land;
Sein Töchterlein, das streckt ihm
Entge'n die kleine Hand.

Auf einer Felsenplatte,
Die Laub und Gras nicht hat,
Da siehst du fernhin Cannes,
Die kleine Hafenstadt.

Da ſetzt ſich hin der Fiſcher,
Blickt lang in's Land hinein:
„Wie haſt für mich geſorget,
Mein kleines Töchterlein?“

„Konnt' heute wenig bringen;
Bin gar ſo müd' und matt.
Ach kämeſt du, mein Vater,
Doch ſelbſt einmal zur Stadt!“

„Mein Kind! mag nicht nach Cannes;
So weh thut mir der Ort,
Seit ich im Jahre fünfzehn
Mit Ihm gelandet dort.“

„War heut in Cannes, Vater,
Mit Fiſchen ſchön und friſch;
Sie wollten nicht abkaufen
Den allerkleinſten Fiſch.“

„Mein Kind! ſie müſſen laſſen
Uns ja die weite See,
Und von dem großen Frankreich
Hier dieſe Felſenhöh'.

'S iſt ja ein Fels in Frankreich,
Allwo ich ſterben kann;
Auch Er ſtarb auf 'nem Felſen,
Und fern im Ocean!"

2.

Hochzeitlieder aus der Bretagne.

1.

Werbung.

Brautwerber.

Ihr alle, feſtlich verſammelt,
Ich grüß' euch allzumal.
Wir ſind gar friedliche Wandrer;
Wie nennt ihr dies Haus im Thal?

Brautführer.

Den Gruß, den geb' ich euch wieder.
Mögt brave Leute wol ſeyn:
Doch geht mir nur ſäuberlich weiter!
Nichts hab' ich mit euch gemein.

Brautwerber.

So läßt du mich hier auf der Gaſſen
Gepeinigt vom Sonnenbrand?
Du bieteſt dem frommen Wandrer
Nicht die brennende Pfeife zur Hand?

Du ſchenkſt, dem Gruß zu Danke,
Kein Brod, kein Schlückchen Wein?
Sag', ſollteſt du wol ein Ketzer,
Ein Sohn des Geizes ſeyn?

Brautführer.

Oft kamen Bettler zum Hauſe,
Und aßen mehr als mir gefiel.
Doch ſeid ihr ſo müd' und hungrig,
Setzt euch auf den Beſenſtiel.

Brautwerber.

Ich komm' allhier, wie die Bibel
Vom Elieſer beſagt;
Der aber ward hochgeehret,
Und nicht von der Schwelle gejagt.

Brautführer.

O käm' hier ein Elieſer,
Den Frommen empfing' ich ſo gern!
Doch heute verſpricht man ein Meer oft,
Und gibt keinen Haferkern.

Brautwerber.

Wie ein Stern glänzt über der Wüſte,
So erſchien Elieſer'n die Magd.

Das Haus ſtand offen dem Fremdling,
Und Speiſe, ſo viel ihm behagt;

Doch werben wollt' er, nicht eſſen.
Auch ich will werben allhier:
Ihr habt ein Mädchen im Hauſe;
Ich hab' einen Jungen dafür.

Er liebt ſie, der gute Junge;
O thut es, thut es ihr kund!
Sie liebet ihn mehr denn alle,
Die betreten Bretagne's Grund.

Er hat des Geldes und Gutes
So viel ſich brauchen läßt;
Er will an ihr junges Leben
Sein Leben binden ſo feſt.

Brautführer.

Wir werfen verſengte Aehren
Vor die Füße des Wandrers hin.
Die Jungfrau gibt ihr Herz nicht
Dem Fremdling zum leichten Gewinn.

Brautwerber.

Er iſt ſtark, er iſt kühn, er iſt mannhaft;
Er rudert auf ſtürmender See;
Und ſtürzet der Pflug beim Ackern,
Er hebt ihn allein in die Höh'.

Im Kampf iſt von Erz ſein Buſen,
Seine Fauſt von Stahl in der Schlacht;
Das Schwert des Kriegers erzittert,
Wenn ſein Meſſer am Gürtel erwacht.

Brautführer.

Sahſt du, wie ſie blühendem Mohn gleich,
Holdſelig das Haupt bewegt?
Und Milch, die ſie ſelbſt gemolken,
Anmuthig und ſcherzend trägt?

Nie hat ſie ihr Aug' auf des Mannes
Begehrlichen Blick gewandt;
Wenn der Tanz beginnt, ſie bleibet
An der Mutter, der Freundin Hand.

Doch ſie hat nun den Vater verlaſſen;
Sie zog in die Fremde fort.

Und willſt du ſie immer umwerben,
So ſuche ſie ſelber dort.

Brautwerber.

Die Weide neigt ſich auf Gräbern;
Die Roſ' iſt dem Gärtner werth.
In des Mannes Haus iſt ein Mädchen,
Was die warme Glut auf dem Herd.

Komm, führe ſie her; und wir ſetzen
Sie dann zum Hochzeitmahl,
Genüber dem Blick der Eltern,
Und neben dem lieben Gemahl.

2.

Brautſchau.

Brautführer.

Nun, willſt du's haben, Geſelle,
So ſprech' ich die Magd dir zu.
(Eine alte Frau bringend)
Nimm hier dies gute Röslein,
Und laß mich fürder in Ruh'.

Brautwerber.

Einſt hat dies Röslein geblühet;
Nun bleiben Dornen ihm nur.
Mein Röslein blühet köſtlich
Als ſchönſte der jungen Flur.

Brautführer.
(Eine junge Wittwe bringend.)

So nimm! ſie iſt ſanft wie der Abend;
Ihre Wangen ſind klar wie die See;
Ihre Augen ſind hell wie der Himmel,
Und thun dem Herzen ſo weh.

Brautwerber.

Ja wohl! Doch hat nicht ein Säugling
Gelegen an dieſer Bruſt?
Ein Kuß dieſe Lippen geöffnet,
Dies Herz der Liebesluſt?

Brautführer.
(Ein kleines Mädchen herbeiführend.)

Du willſt nicht Dorn ohne Roſe,
Und die offene Roſe nicht;
So nimm dies artige Knöspchen,
Und mach' ein zufrieden Geſicht.

Brautwerber.

O kleine Rebe! du mußt noch
Lang reifen im Sonnenſtrahl.
Meine Rebe harrt nur des Winzers,
Zu prangen beim Hochzeitmahl.

Brautführer.

Und weil du ſo klug und beſonnen,
So öffne ſich freundlich die Thür.
Komm, Jungfrau! komme, du Jüngling,
Und tretet ſchweigend zu mir.

Feſt haltet die Hände zuſammen,
Bis Todeshand ſie trennt.
Du haſt nun ein Weib zu ſchirmen;
Weh, wenn ihr Schmerz dich nennt!

Laß nie an der Schwelle ſie ſitzen
Als Fremdlingin, thränenſchwer!
Wer ſchwach iſt und Thränen weinet,
Den rächet Gott der Herr.

8.

Gruß.

Brautwerber.

Gegrüßet sei du Haus mir,
Du bestes im Kernenland,
Und alle, so drin entschlummern
Am Abend in Gottes Hand!

Als die Mutter mich trug im Arm noch,
Da wünscht' ich zu sehen ein Haus,
Drin weilet die schönste Jungfrau,
Und Reichthum blicket heraus.

Ihr habt euch lange geliebet;
Nun ist es Allen kund.
Hört mich, und füll', o Christe,
Mit Weisheit meinen Mund!

Komm, Mädchen, neige das Antlitz,
Und beug' dem Vater dein Knie.
Du weinst! — Deine Eltern weinen;
Sonst weinte dein Vater nie.

Ihr habt sie gewiegt und geführet;
Nun gebt ihr noch Einen Blick,
Noch Einen Segen! sie kehret
Zu euch nicht lebend zurück.

Und habt ihr sie fromm gesegnet,
Gehört sie euch nicht mehr an.
Steh auf als ein starkes Weib nun;
Du gehörst dem starken Mann.

Ihr alle, festlich versammelt,
Laßt eure Kinder zum Tanz.
Herr Pathe, und ihr, Frau Pathin,
Ihr flechtet den Trauungskranz.

Wer festlich kommet zum Feste,
Der komm' und genieße sein Theil!
Die Todten will ich nicht laden,
Will fleh'n für ihr Seelenheil.

4.

Des Bräutigams Klage.

Am Sonntag Morgen ſtand ich auf,
Tief beklommen.
Die Sonne war vom Meer herauf
Hell entglommen;
Ich nahm zum Wald den alten Lauf.
Fahr' wohl, du Jugend!

Dort ſang ein Vöglein hell und klar;
Wollt' ihn faſſen.
Er hatt' ein raſches Flügelpaar;
Mußt' ihn laſſen.
Sonſt war ich flinker, wie der Aar!
Fahr' wohl, du Jugend!

Es ſprach ein Greis am Waldesſaum:
„Sag', wo's fehlet?
Iſt's wohl ein Herzleid, iſt's ein Traum,
Was dich quälet?“
Mein Jüngslingsmuth zerſtäubt wie Schaum!
Fahr' wohl, du Jugend!

O Greis, es fließt mir bittre Pein
Durch die Glieder!
O gib der Jugend Sonnenschein,
Gib ihn wieder!
Dann schenk' ich dir vom besten Wein.
Fahr' wohl, du Jugend!

„O Knabe, mache du mich jung;
Will's vergelten!
Wie waren wir bei Tanz und Sprung
Rechte Helden!
Wie hatt' ich Geld und Lust genung!
Fahr' wohl, du Jugend!"

Beim Tanz führt' ich den frohen Schwarm
Keck und tüchtig;
Jetzt führ' ich, ach! mein Weib am Arm
Ernst und züchtig.
Ich hab' ein Weib und Sorg' und Harm.
Fahr' wohl, du Jugend!

---

*

5.

Brautklage.

Ich war ein schönes junges Blut;
Mein Herz war heiß, mein Herz war gut.
— Auf ewig, Mädchen, auf ewig! —

Mein Herz war heiß; für alles Gold
Verkaufen hätt' ich's nicht gewollt.
— Auf ewig, Mädchen, auf ewig! —

Umsonst nun hab' ich's weggeschenkt;
Ich hab' mein Boot in's Meer versenkt.
— Auf ewig, Mädchen, auf ewig! —

Nur Müh' und Schmerz und Kinderschrei;
Am Herde steh'n der Wiegen drei.
— Auf ewig, Mädchen, auf ewig! —

Zum Tanze fliegt, zur Kirche geht!
Ich kann nicht mehr; es ist zu spät.
— Auf ewig, Mädchen, auf ewig! —

Ich habe Thorheit mir gewählt;
Bin eine Sklavin, bin vermählt.
— Auf ewig, Mädchen, auf ewig! —

3.

Die ſchwarzen Raben.

Die ſchwarzen Raben haben beim Tod ihr Mahl beſtellt;
Um ihres Hungers willen zur Leiche ward die Welt!

Ein Prieſter lag geſchändet dort unter'm Waldesdom;
Ihm floß aus ſeiner Seele der Schmerzen bittrer Strom.
Mitleidig ihn umrauſchte der Buchen edler Staat;
Die hielten ſtill zuſammen und freundlich ihren Rath.

Ein Prieſter lag geſchändet in Waldeseinſamkeit.
Nicht Oel und Salbung hatt' ihn zum Tempelknecht geweiht;
Er diente keinem Gotte, der Kirchen ſtolz bewohnt
Dem Gotte, der in Thaten des freien Mannes thront.

Er hatte nie gepredigt die ew'ge Kettenpflicht,
Nie zu des Altars Kerzen verbraucht das Himmelslicht;
Deß lag er nun geſchändet, ein Menſchenantlitz kaum!
Und in den Schmerzen kam ihm ein wunderſamer Traum.

Die ſchwarzen Raben haben beim Tod ihr Mahl beſtellt;
Um ihres Hungers willen zur Leiche ward die Welt!

In Dämmrung hingeſunken da lag ein göttlich Weib;
Kein Lebensathem zuckte durch ihren Rieſenleib.
Der Sturm durchſauſt ihr Haupthaar; das Meer ſchlägt ihren Fuß:
Kein Lebenshauch gab Antwort auf Meers- und Sturmesgruß.

Ein andres Rieſenbildniß erhub ſich nun im All:
Das ſchwang in ſeiner Rechten des Lichtes großen Ball;
Deß warf es ſieben Strahlen dem Weib an's ſtumme Herz,
Daß ſie ſich wand und auffuhr im erſten Lebensſchmerz.

Da wandelt ſie gewaltig das All hinab, hinauf,
Und haucht den Gruß der Liebe zum Licht, dem ew'gen auf;
Und Volk an Volk urfreudig entſproßt aus ihrem Hauch,
Doch unter ihrem Wandeln der Menſchheit Raben auch.

Die ſchwarzen Raben haben beim Tod ihr Mahl beſtellt;
Um ihres Hungers willen zur Leiche ward die Welt!

Die ſchwarzen Raben ſammeln zum Himmel ſich hinan;
Sie ſperren dicht, als Wolken, dem Licht die freie Bahn.
Sie krächzen Angſt und Grauſen in jede Bruſt hinein,
Und bohren blut'ge Kreuze in jede Bruſt hinein.

Und was da Leben fühlte, und was die Sonne ſah,
Liegt all in Strömen Elends, ein Spiel der Raben da;
Und was da Leben fühlte, blind ſtürzt es auf die Knie:
Verloren hat's die Erde; den Himmel findet's nie!

Und ſie, die große Mutter, es welkt ihr Angeſicht;
Sie wankt in Strömen Elends, durchbohrt ihr Augenlicht;
Die Rieſenglieder brechen in ungeheurer Qual:
Da ruft der Tod die Raben zum großen Göttermahl.

Die ſchwarzen Raben haben beim Tod ihr Mahl beſtellt;
Um ihres Hungers willen zur Leiche ward die Welt!

Und ſieh, ein drittes Bildniß ſchwebt aus dem Norden her:
Das hält in ſeiner Rechten des Donners heißen Speer;
Den warf's durch alle Lüfte dem Rieſenweib an's Herz,
Daß ſie ſich wand und auffuhr im neuen Lebensſchmerz,

Und griff mit ſtarken Fäuſten hoch in die Luft herauf,
Und ſchlug mit ſtarken Fäuſten die Rabenbrut zuhauf.
Und durch die todten Augen ein Blitz allmächtig geht;
Und aus dem Blitz der Augen ein neu Geſchlecht erſteht:

Ein neu Geſchlecht von Prieſtern, die ſä'n des Lichtes Saat;
Ein neu Geſchlecht von Männern, von Männern freier That! —
Das ſchaut im Traum der Prieſter, den Gott der Herr geweiht,
Und ſtirbt in Qual verlaſſen in Waldeseinſamkeit.

Die ſchwarzen Raben haben beim Tod ihr Mahl beſtellt;
Um ihres Hungers willen zur Leiche ward die Welt!

Ludwig Braunfels.

Das erſte Ach.

Von J. F. A. Wüſt.

Im dunkeln Buſch,
Am Erlenbach,
Ein Herze ſtöhnt
Sein erſtes Ach!

Da ſchwirrt vertraut
Die Nachtigall
Um's Weibchen her
Am Waſſerfall.

Nur Liebesklag'
Iſt ihr Geſang,
Und klagt und harrt
So Nächte lang.

Das Mädchen liegt
Am Silberquell,
Im Auge glänzt
Die Thräne hell.

Mit fremdem Weh,
Mit trübem Sinn,
Schaut's weinend zu
Den Wellen hin.

Und um das Herz
So voll ihm ist,
Daß es der Welt
Umher vergißt.

Es fühlt erstaunt:
Es fehlt ihm was;
Erröthend fragt's:
Was ist doch das?

Und stöhnt dann leis
Sein erstes Ach
Im dunkeln Busch,
Am Erlenbach.

J. F. A. Wüst

Gedichte

von

Carl Dörnberg.

1.

Romanze.

Abendnebel zieh'n am Himmel,
Dumpfig fährt der alte Sturm,
Mitten in dem Windgetümmel
Steht ein Greis dort auf dem Thurm.

„Neunzig Jahre lebt' ich oben
Mit der Vorwelt Geiſtern traut,
Freudig hörte ich ihr Toben
Und ward ſelbſt mit ihnen laut.

Eure Zeit iſt längſt verloren,
Weh! die Zeit iſt wüſt und leer;
Glücklich, der ich mich verſchworen,
Euch, der Vorwelt großes Heer.

Nehmt mich auf in eure grauen Lüfte,
Tragt mich zu dem fernen Alten weit;
Nehmt mich auf in eure dunklen Grüfte,
Weg! hinab zur alten Zeit!“

Sprach's, ihn greift hinab ein Wagen;
Wolken fahren um den Thurm,
Und wie alte Geister jagen
Wirbelnd sie im wilden Sturm.

Brausend schlinget es den Alten,
Fasset ihn mit wilder Eil',
Und er kann sich nicht mehr halten,
Wankt vom Thurm in's Windgeheul.

Und den Alten sieht man fallen
Hoch herab aus dumpfer Luft,
Rumpelt durch die alten Hallen
Tief in eine alte Gruft.

2.

Der Sohn der Nacht.

Wer fährt noch dahin durch die ſpäte Nacht?
Wer jaget noch wild wie auf Geiſter zur Jagd?
Wer kreiſet dort wild um die rieſige Linde,
Wer wirbelt die Worte hinein zum Winde?

„Ich leb' in der Nacht, mich zeugt' ja die Nacht,
Mich freut ihr Getöſ', ihre finſt're Pracht;
Ich bin ein Sohn der alten Nacht.

Wenn formlos ihr ſchwarzes Getümmel ſich hebt,
Da fühl' ich mein Herz mir ſo wonnig durchbebt;
Ich bin ein Sohn der alten Nacht.

Da fahr' ich dahin auf der Wolkengeſtalt
Und ſtürz' mich hinab in die dunkle Gewalt;
Ich bin ein Sohn der alten Nacht.

Da ſchlürf' ich den Becher des finſteren Graus
Und weit hinaus lach' ich in's wilde Gebraus;
Ich bin ein Sohn der alten Nacht.

Ich bin nur von Nacht, nur durch Nacht geht mein Lauf,
Mich nimmt in den Schoos einſt die wüthende auf;
Ich bin ein Sohn der alten Nacht!“

Carl Börnberg.

Gedichte

von

Otto Müller von Nidda.

I.

Die Rebe und die Trauerweide.

An eines Baches Ufer stand
Ein Trauerweidenbaum,
Der in die Fluthen hingewandt
Wohl träumte schweren Traum.

Senkt in das Wasser tief sein Reis,
Und tiefer stets hinab:
O Wasser! Wasser! spül' mich weiß,
Des Heilands Blut wasch' ab!

Mit meinen Zweigen schlug man ihn
Einst vor Pilatus Thron;
An meinen Zweigen sah man glüh'n
Das Blut von Gottes Sohn.

O Waſſer! Waſſer! ſpül' mich rein,
Waſch' ab des Heilands Blut!
So klagt der Baum, und tiefer ein
Senkt er ſich in die Fluth.

Der Weide Klagen hört die Reb';
Manch' Thräne wohl ſie weint,
Und hat in innigem Geweb'
Sich mit dem Baum vereint.

Schlang ſich hinauf um ſeinen Stamm,
Mit ihm ſein Leiden theilt,
Und wenn des Sommers Ende kam,
Der Weide Schmerz ſie heilt.

Reicht ihre Frucht dem Winzer dar,
Gereift in Purpurglut;
Und naht ein Armer dem Altar,
Sie labt ihn durch ihr Blut.

2.

Herz und Lilie.

Auf dunkler Au die weiße Lilie blüht,
Ein himmlisch Bild, das durch die Nächte winkt;
Ein Glühwurm tief aus ihrem Kelche glüht,
Deß rother Strahl das dünne Blatt durchdringt.

Die Lilie wohl den Glühwurm eng umschließt,
Labt ihn durch ihren reinsten, süßen Duft;
Der Glühwurm alles andre gern vergißt,
Er sehnt sich nicht aus seiner Todtengruft.

So, gleich der Lilie blüht in unsrer Brust,
Der dunklen, auch ein liebewarmes Herz;
Auch es umschließt mit süßer, schwerer Lust
In tiefen Gründen den geheimen Schmerz.

Und wie des Glühwurms Strahl das Blatt durchdringt,
So glänzt das Leiden durch der Seele Wand;
Und wie die Lilie liebend ihn umschlingt,
So bist du, Herz, des Kummers Heimatland.

3.

Lied.

Ich ſtreute Roſen in den Bach:
Leb' wohl, mein Leiden trüb!
Ich ſchaute den ſchwimmenden Blumen nach —
Umſonſt, der Schmerz mir blieb.

Ich ſchaute nach den Wellen hin:
Leb' wohl, mein Leiden trüb!
Ich ſah die blauen Wolken zieh'n —
Umſonſt, der Schmerz mir blieb.

Ich ſchaute in das Abendroth:
Leb' wohl, mein Leiden trüb!
Ich ſah der Sonne ſtillen Tod —
Umſonſt, der Schmerz mir blieb!

Da ſchaut' ich in deinen blauen Blick:
Leb' wohl, mein Leiden trüb!
Sonne, Wolken, Roſen kehrten zurück —
O Schmerz, wie hab' ich dich lieb!

Otto Müller von Nidda.

Kriegers Tod.

Von C. Brandenbusch.

Es zog durch deutsche Lande
In Armuth und mit Gram
Ein Krieger, sonder Schande,
Dem Gott die Stütze nahm.

Auf Leipzigs weiten Fluren
Da sucht er seine Ruh',
Wo deutsche Helden schwuren
Den Tod dem Franzmann zu.

Wo seine Brüder fielen,
Da will er auch sein Grab;
Ihm ist ja nichts geblieben,
Als Schmerz und Bettelstab.

Auf Leipzigs großem Felde
Zu Nacht sitzt er allein.
Die Nacht und du, mein Helde,
Ihr mochtet stille seyn.

„Ich muß an euch mich weiden,
Ihr Sternlein, still im Glanz,
Kennt ihr auch meine Leiden?
Bringt mir den Todtenkranz!

Wohl sah ich Sterne glänzen
Bei manchem feilen Knecht,
Ich sah mit Lorberkränzen
Verspotten jedes Recht!“

Der Mond, der hört den Krieger,
Er birgt nicht mehr sein Licht,
Er schaut dem grauen Sieger
In's trübe Angesicht.

Die Sternlein sind gezogen
Zur schönsten Feier heran;
Am weiten Himmelsbogen
Verließen sie die Bahn.

Dann füllt die weite Runde
Ein Glanz gar wunderbar.
Der Kaiser rief zur Stunde
Der ganzen Heldenschaar.

Das Auge ſtrahlt dem Krieger
Vom goldnen Sternenſchein;
Der Kaiſer führt den Sieger
Zu alten Helden ein.

Man grub am andern Morgen
Auf Leipzigs Flur ein Grab,
Da liegt der Leib geborgen,
Da ruht der Wanderſtab.

C. Brandenbuſch.

Gedichte

von

M. J. DeNoel.

1.

Die Philosophen-Büsten.

Ein reicher Morgenländer, der vor Zeiten
Aus Wißbegierde nach Europa kam,
Von Ländern, Städten, Menschen, Seltenheiten
Und andern Sehenswürdigkeiten:
Von Weisen und Gelehrten Kunde nahm,
Verlangte deren einige zu kennen,
Und als er nun mitunter hier und da,
Die, so der Ruf gewöhnlich pflegt zu nennen,
Gemalt, in Gips, in Erz und Marmor sah,
Da sprach er: „Das sind wunderliche Wesen!
So hab' ich mir die Männer nicht gedacht,
Wovon so gar viel Rühmens man gemacht,
Von denen oft in Büchern wir gelesen.

3.

Licht und Schatten.

„Entferne dich von meiner Seite,
Erlaß mir deiner Nähe Schmach,
Mich quält dein hämiſches Geleite!“
Die Tugend zur Verläumdung ſprach.

Da trat die Wahrheit in die Mitte
Und ſprach zur Tugend: „Zürne nicht!
Erfahre, daß bei keinem Schritte
Auch mein Geleite dir gebricht.

So wie, der Sonne Glanz zu heben,
Zum Licht der Schatten ſich verhält,
So ward als Gegenſatz dir eben
Die Schmähſucht dienend zugeſellt.“

M. J. DeNoel.

Gedichte

von

Fr. Förster.

1.

Die wandernden Musikanten.

Die Sänger in dem Hain,
Sie mögen gerne wandern
Von einem Ort zum andern,
Weit in die Welt hinein.
Wenn hier zu Land das Bächlein friert,
Gleich wird wo anders musizirt.

Hinaus! hinaus! hinaus!
Wir sind auch Musikanten,
Getreue Kunstverwandten,
Wir bleiben nicht zu Haus.
Wir fahren durch die weite Welt
Und weilen, wo es uns gefällt.

Uns hält mit strenger Hand
Kein finstrer Herr gefangen,
Wir fliegen, eh' wir hangen,
Zu einem freien Land,
Und wer den Keller schließen läßt,
Der hält uns nimmermehr nicht fest.

Und wird es kalt da drauß,
Wir suchen uns das Warme
Und ruhen in dem Arme
Der Treugeliebten aus.
Ach! fänden wir der Liebsten Haus,
Wir flögen nimmer wieder aus.

2.

Thorheit.

Was hätten wir doch an der Welt,
Wenn's nicht ein Bischen Thorheit gäbe?
So hab' ich mich denn, weil ich lebe,
Den andern Thoren zugesellt.

Ich sitze gern beim gold'nen Wein,
Es muß das Blut in Wellen schlagen;
Und mögt ihr auch den Thor beklagen,
Er trinkt und schenkt sich lustig ein.

Dann bin ich wohl, ich will's gesteh'n,
Zwei schönen Augen nachgegangen,
Da riefen sie: der Thor mag hangen!
Ich dachte doch, du mußt sie seh'n.

Auch bin ich öfter eingekehrt
Und sang mit euch, ihr guten Brüder,
Sie nannten's freilich Schelmenlieder,
Wir aber sangen unverwehrt.

Und hat uns auch die Welt verkannt,
Laßt uns bei unſ'rer Thorheit bleiben,
Kein Kaiſer braucht den Brief zu ſchreiben,
Wir treiben's gern auf eig'ne Hand.

Fr. Förſter

Leid.

Von Eduard Gasperini.

Mir iſt ſo trüb, mir iſt ſo ſchwer,
Ich irre hin, ich irre her;
Es treibt mich fort
Von Ort zu Ort;
Kein Frühlingstag, kein Lerchenſchlag,
Kein Lied erfreut mich mehr.

Zum Meere eil' ich ſonder Ruh',
Schau' ſtumm den tiefen Wogen zu.
Und wie die See
So iſt mein Weh,
So tief und ſtill, ſo einſam fern.
Ich möcht' hinab, hinab ſo gern!

Am Mittag, bei der Sonne Brand,
Steh' ich auf ſchroffer Felſenwand.
Tief unten lacht
Des Thales Pracht,
Doch mit dem Aar, hoch über'm See,
Wie gern' ſtrebt' ich zur Himmelshöh'!

Und ſingt der Hirt den Abendgruß,
Sitz' ich an dunkeln Hügels Fuß,
In Abendgluth
Die Hütte ruht;
Mir wird ſo trüb, mir wird ſo ſchwer,
Seh' ich der Hütte Dach nicht mehr.

Eduard Galperini

Gedichte

von

J. Kreuſer.

1.

Der Bramane.

In Feſſeln lag das edle Hindoſtan,
Doch nicht der wilden Chriſtenkrämer,
Denn Akber war ein Muſelmann,
Ein Kaiſer, Weiſer, Herzennehmer:
Humaiun's Sohn, der Menſchenſegen,
Der durch Geſetz, Gerechtigkeit,
Sein weites Reich, wie Gottes Regen,
Den Heiden wie Bramanen freut.
„Die Vögel wechſeln ihr Gefieder,
Die Sprachen reden mannigfach,
Die Völker beugen ſtill ſich nieder
Vor Gott dem Höchſten Nacht und Tag.
Was liegt am Namen, liegt am Kleide?
Der ſchuf und weiß, deſſ' iſt das Amt,

Daß er die Farben unterſcheide,
Ihm ja zu Ehren jede flammt.
Drum her, Bramanen, und vertrauet,
Wir ſind in Gottes Augen gleich.
Der uns ernährt, den Reis bethauet,
Lieh' zum Verwalter mich dem Reich.
Drum bitt' ich, euern Brauch zu künden,
Daß, wenn wir alles gut erwägt,
Wir bald ein neu Geſetz begründen,
Gerecht, wie's jeder Stamm verträgt."
Und ſtille hörten's die Bramanen,
Ein Alter doch hob ſich empor
Und ſprach: Heil, Kaiſer, deinen Fahnen,
Doch klopfe nicht an unſer Thor.
Sei nicht unweiſe wie die Chriſten,
Von denen ferner Ruf erſchallt;
Die wild bekehren oft mit Liſten,
Oft mehr mit herriſcher Gewalt.
Was hat dein Staat mit Gott zu ſchaffen,
Wer übergab dir Herzensrecht?
Die Himmel lohnen, Höllen klaffen,
Für ſich ſteht Kaiſer oder Knecht.
Jedweder, wie er ſich berathen,
Empfängt der eig'nen Werke Lohn
Nach ſeinen guten, böſen Thaten,
Der einzle ſchwache Menſchenſohn.

Du kannſt für mich nicht Strafe erben,
Wenn ich hier Strafenswerthes that;
Den Himmel kannſt du nicht erwerben,
Ging ich hier der Gerechten Pfad.
Des eig'nen Thuns genießet Jeder,
So geh' auch Jeder ſeinen Weg;
Der Herr der Welten iſt kein Bödder,
Er machte Grad und machte Schräg.
In vielen Sprachen, Farben, Weiſen,
Will ſchaffend er geehret ſeyn:
Drum bleibe du in deinen Kreiſen,
Wir ſchweifen nicht in deine ein.
So ſprach der Alte: wohl erwogen
Gibt Akber innerlich ihm Recht,
Die Erd' iſt gleich dem Regenbogen,
Und allwärts Gottes, nirgends ſchlecht.
Doch muß es heimlich ihn verdrießen,
Daß die Bramanen insgeſammt
Der Weisheit Tempel ihm verſchließen,
Der aus uralten Zeiten ſtammt.
Und kann er's offen nicht erreichen,
So ſucht er nun mit güt'ger Liſt
Zum lieben Ziel ſich hinzuſchleichen,
Das werth ihm ob der Weisheit iſt.
Und Felzi, ſeinen lieben Knaben,
Den ſendet heimlich er hinaus,

Daß er der weisen Inder Gaben
Als Mann heimbringe ihm nach Haus.
Die Bramen glauben den Gerüchten:
Verloren hat der Bramensohn
Die Eltern beid' nach den Berichten,
So jung zwiefach verwaiset schon.
Und liebreich nehmen ihn die Bramen,
Erziehen ihn am heil'gen Ort;
Sä'n freundlich alles Wissens Saamen,
Und lehren ihn das heil'ge Wort.
Und lehren ihn die heil'gen Schriften,
Die Veda's, reicher Wunder voll,
Auf deren heil'gen Blumentriften
Kein Ungeweihter weiden soll.
Es wuchs an Geist und Leib der Knabe
Wie eine Palme schlank hinan,
Natur gab ihm der Schönheit Gabe,
Und auch sein Herz war wohlgethan.
Des Bramen Stolz, der ihn erzogen,
Verschmäht ihn nicht der Männer Schaar,
Sie waren Alle ihm gewogen,
Der Jüngling, Mann und Weiser war.
Schon freut sich Akber seiner Liste,
Zurück soll Feizi nun nach Haus.
Ach! wenn's der arme Brame wüßte,
Er riß das graue Haar sich aus.

So liebend hat er dich erzogen,
So weiſe Weisheit mitgetheilt,
Mit Vaterſorge dein gepflogen,
Der trugesvoll bei ihm geweilt!
So ſoll ich meinem Vater lohnen
Vertrau'n und Liebe mit Verrath?
Fort, Kaiſer, wo die Veden wohnen,
Da keimt nicht des Verrathes Saat.
Und ſeinem milden Pflegevater
Wirft Feizi ſich gerührt zu Fuß:
Sei, wie du warſt, auch jetzt mein Rather,
Dann duld' ich, was ich dulden muß.
Arg ward dein liebend Herz betrogen,
Ich bin kein Inder, — Bramenſohn;
Als Muſelmann ward ich erzogen
An Akbers Hofe, nah' dem Thron.
Nun rufet mich ſein ſtrenger Wille,
Daß ich der Weiſen Unterricht,
Die heil'gen Veda's ihm enthülle,
Und frevle gegen Eid und Pflicht!
Den Bramen faſſet ſtarr Entſetzen,
Als er den argen Trug durchſchaut,
Er will den Dolch an's Herz ſich ſetzen,
Weil ihm vor ſeinem Zögling graut.
Doch Feizi lächelt wehrend linde:
Vertraue, Vater, deinem Sohn!

Werth bleib' ich der Bramanenbinde,
Doch geh' ich zu des Kaisers Thron.
Und eilig fliegen seine Füße,
Bald hat er Akbers Hof erreicht.
Willkommen, rufen tausend Grüße,
Der Kaiser selbst die Hand ihm reicht.
Doch Feizi bleibt gelassen stehen,
Und spricht bescheiden und gefaßt:
Herr, laß uns ruhig klar besehen,
Was du mit mir begonnen hast.
Zum Truge hast du mich entsendet,
Wenn nun der Trug, Herr, gegen dich
Nach Trugesweise sich gewendet,
Wirst du es loben, frage ich?
Der Kaiser muß betroffen schweigen,
Der Jüngling fähret ruhig fort:
Das Heiligthum soll ich dir zeigen,
Doch bindet Pflicht mich, Hand und Wort.
Die Weisheit will und kann nur lehren,
Sie ist und wenn sie Keiner weiß;
Zu ihr bezwingen und bekehren,
Das bleibt ein thörichtes Geleis.
Gott könnt es, wenn es ihm behagte,
In einem Wink und Augenblick;
Doch er, aus dem die Sonne tagte,
Schließt in sich selber sich zurück!

Er läßt die Erde willig gehen,
So wie ſie will und wie ſie mag;
Er könnte weiſe Völker ſehen,
Doch ſieht er Thoren Tag für Tag.
Willſt du nicht mehr als Gott verlangen,
So laß die Erd' in ihrem Gleis.
Ich bin von Schwur und Pflicht befangen,
Und geh' zum lieben Bramenkreis.

2.

Verwechselung.

Es trieb mich die Jugend in's Leben hinaus,
Da ſah ich nur Maien und Lenzen;
Ein Regen von Blüthen und Strauß an Strauß,
Als wollten ſie alle mich kränzen.
Da hofft' ich mit fröhlicher Zuverſicht:
Nur ſtärker, du Regen von Blüthenſchnee,
Schwell' an zum Strome, zum duftigen See!

Und einige Tage nur waren vorbei,
Da trieb es mich wieder in's Freie.
Die Blüthen ſo duftig und mancherlei
Falb lagen ſie Reihe an Reihe.
Da dacht' ich mit inniger Traurigkeit:
Der Frühling verſpricht, der Sommer ſticht,
Schneeblüthen ſie ſchmelzen am Sonnenlicht.

3.

Der Rangſtreit.

Sieht Merlin, der munt're Junge,
Einſt ein wunderlich Geſicht.
Pflanz' und Stein hat eine Zunge,
Auch das Element es ſpricht.
Aber ſchnell verſchwinden
Alle die Geſtalten,
Denn der Tod hielt ſein Gericht.

Da erwacht Merlin mit Schrecken,
Und ſein Ohr trifft ein Geſchrei.
Kron' und Schwert ſieht er ſich necken,
Und das Gold kam auch herbei.
Jedes ſprach zum Andern:
Ich nur bin der Beſte,
Und der Streit begann auf's neu'.

Wer wol mag ſich mir vergleichen?
Sprach die Krone blitzend wild.

Bin ich doch des Königs Zeichen
Und der Allmacht höchstes Bild.
Dienen müßt ihr alle,
Thuen oder lassen,
Wie mein Willen es befiehlt.

Hatte kaum das Wort gesprochen,
Kam der Tod unsichtbar her.
Und zersplittert und gebrochen
War die Krone bald nicht mehr;
Denn die Stein' und Perlen
Rasch wie Staub verflogen
In der Lüft' endloses Meer.

Da begann das Schwert zu sprechen:
Thor, die Ehre ziemt nur mir.
Meine Kraft kann Kronen brechen,
Kronen nehmen nach Willkür;
Denn der starken Klinge
Muß ja Alles dienen,
Kron' und Erde für und für.

Hatte kaum das Wort gesprochen,
Lacht der Tod so hämisch schaal,
Und die Klinge lag zerbrochen
Und vernichtet war der Stahl.

Aber mit den Scherben
Spielete ein Kindlein,
Und nicht ritzt' es ſich einmal.

Sprach das Gold nun hämiſch liſtig:
Brüſtet euch nur hoch und breit!
Ja, ein blöder Thor ſeyn müßt' ich,
Reizt' ich eure Eitelkeit;
Aber bald im Stillen
Sollt ihr's hart mir büßen,
Denn mir dienet Welt und Zeit.

Hatte kaum das Wort geendet,
Blies der Tod es grinſend an,
Und Merlin ſtand wie geblendet
Vor dem feur'gen Knochenmann.
Doch das Gold verwandelt
Flog als wolk'ge Aſche
Durch der Lüfte weiten Plan.

Und den Jüngling faßt ein Schrecken
Kalt und fieberfroſtig an;
Denn er fürchtete den Recken
Und ſein unausweichlich Nah'n.
Angſt lief durch die Glieder,

Daß das Haar erbleichte,
Und wie Eis sein Blut gerann.

Da erhob sich aus der Ecke
Leichten Flugs ein Federkiel.
Den sah kaum der Knochenrecke,
Als ihn stumme Angst befiel.
Eilig er entwischte,
Doch dem grauen Knaben
Die Gestalt gar wohlgefiel.

Und er sah, was sie geschrieben,
Und las Wunderdinge dort,
Wie's der Tod von je getrieben,
Seit Uranfang fort und fort.
Und was er erschlagen,
Rettete sie fleißig
Im lebend'gen stillen Wort.

Wunderbar erschien dem Knaben
Dieses seltsamliche Spiel,
Und vor allen Erdengaben
Ehrt' er nun den Federkiel.
Was war, ist begraben;
Was kommt, will er haben,
Ihr der Tod nicht stehen will.

Und Merlin legt ſeine Krone
Und ſein Gold ab und ſein Schwert;
Doch dafür ward ihm zum Lohne
Seherkunſt vom Kiel beſcheert.
Was kommt und geweſen,
Konnt' er deutlich leſen,
Ward als Weiſer hochgeehrt.

4.

Feſte Freundſchaft.

Du alte Erde, treu und feſte,
Von allen Freunden bleibſt du doch der beſte!
Du hältſt getreu den Füßen aus,
Und achteſt nicht auf Stand und Haus.
Der Lahme kann auf dich vertrau'n,
Der Blinde bau'n.
Es iſt 'ne Luſt, dich anzuſchau'n.

Du alte Erde, treu und feſte,
Von allen Freunden bleibſt du doch der beſte!
Die Freunde zieh'n ein ſchief Geſicht,
Sie weichen aus und kennen nicht;
Beim Unglück ſind ſie nicht zu Haus,
So wie bei'm Schmaus;
Es iſt ein Eckel und ein Graus.

Du alte Erde, treu und feſte,
Von allen Freunden bleibſt du doch der beſte!
Die guten Freunde kommen, geh'n,
Du bleibſt in Luſt wie Trauer ſteh'n,

Und gibſt die Wahrheit rund heraus:
Im Lenz den Strauß,
Im Winter Froſt und Schneegebraus.

Du alte Erde, treu und feſte,
Von allen Freunden bleibſt du doch der beſte!
Der Ein' iſt warm, der And're platt,
Der Dritte roh, der Vierte matt,
Du biſt und bleibſt dir immer gleich,
Und Arm und Reich
Ernährſt und hältſt du warm und weich.

Du alte Erde, treu und feſte,
Von allen Freunden bleibſt du doch der beſte!
Daß du verlaſſen je den Freund,
Weiß Keiner, weil die Sonne ſcheint.
Und geht's uns oben gar zu ſchlecht,
Machſt du es recht,
Und legſt uns warm in's Bett zurecht.

J. Kreuſer.

Sehnſucht.

Von Peter von Cornelius.

Es glühet die Stirne,
Es ſiedet die Bruſt,
Es drücket, es laſtet das Haus.
Zu büßen, zu kühlen
Die ſehnende Luſt,
Hinaus in das Leben, hinaus!

Wohl woget und wirbelt
Und wanket umher
Das Leben in Ebbe und Fluth.
Tief muß ich mich ſtürzen
In's purpurne Meer,
Zu ſtillen die ſehnende Glut.

Doch ſiehe, es kochen
Die Wogen zu Schaum,
In den Tiefen iſt Sumpf und Moraſt.
Es durſtet die Seele
Im Wellenraum,
Der ſie flammenwogend umfaßt.

Und über mir ziehen
Die Wolken daher,
Nichts ſtillet, nichts kühlet die Bruſt.
Wol über den Wolken,
Tief unter dem Meer
Nur büßet, nur kühlt ſich die Luſt.

P. v. Cornelius.

Gedichte

von

H. Hoffmann

1.

Bettlerlied.

Hört ihr Frauen zart, ihr schönen Herr'n,
Wollt zum armen Tom ihr kommen,
Euren Pfennig gebt ihr herzlich gern,
Wenn ihr seine Mähr' vernommen.

Ein Geselle war ich wild und jung,
Hatt' ein Auge auf die Mädchen;
Eine Liebste war mir nie genung,
Immer hat ich mehr am Fädchen.

Mit den Augen macht' ich mir zu thun,
Doch der Mund war mir noch lieber,
Konnt' ich einer gar im Schooße ruh'n,
Nichts ging auf der Welt mir drüber.

In das ſtille Thal am Mühlenbach
Hatt' die Schöne mich beſchieden:
Mitternacht, Geliebter, bin ich wach,
Und wir freuen uns in Frieden.

Trüb aus Wolken ſah des Mondes Licht,
Sah mich nach dem Bache ſchleichen;
Aus dem Thale ſtieg der Nebel dicht,
Ach, es war ein böſes Zeichen.

In dem Nebel ſah ich etwas ſteh'n,
Weiß in Tücher eingehüllet,
Und die Zipfel kräuſeln ſich und weh'n,
Wie ein Segel-windgefüllet.

Wie iſt Liebchen jetzt ſo kalt und ſtill,
Hat mich erſt ſo heiß gedrücket!
Ob ſie nicht ein Wörtchen ſprechen will?
Ob ſie nicht zum Gruße nicket?

Doch es wird der trotzig ſtarre Sinn
Sich gewiß gar bald verlieren,
Wenn ich nur erſt wieder bei ihr bin,
Hand mit Händen ſich berühren.

Und ich eilte schnell und schneller fort,
Denn die Sehnsucht gab mir Flügel;
Unterwegens stieß ich hier und dort
An ein Kreuz und Grabeshügel.

Weh', o weh'! wer hätte das gedacht?
Das ist Käthchen nicht zur Stunde!
Dieser fließet ja in finstrer Nacht
Blut aus tiefer Todeswunde!

„Kennest du Feinliebchen denn nicht mehr,
Der so oft du Treu' geschworen?
Hab' geliebet dich so heiß und sehr,
Daß ich bin durch dich verloren.

Denn das Messer stach ich mir in's Herz,
Als mich deine Treu' verlassen.
Ach, es war ein grimmig bitt'rer Schmerz,
Und ich kann dich noch nicht hassen.

Liebster komm und ruh' in meinem Arm,
Wie so oft du hast geruhet!
Bin ich auch lebendig nicht und warm,
Fühl' ich doch, wie sanft es thuet."

Was nun weiter ist mit ihm geschehʼn,
Kann der arme Tom nicht sagen —
Am Weg haben sie ihn liegen sehʼn
Und in ein Spital getragen.

Helfet, helfet ihm in seiner Noth,
Denn er ist ja nicht bei Sinnen;
Gebt ihm nur ein kleines Stückchen Brod,
Gehet nicht so kalt von hinnen!

2.

Angedenken.

Die blauen Augen seh' ich immer,
Den lieben, stillen Blick,
So still und lieb, wie Mondesflimmer
Aus Wellen strahlt zurück.

Ich seh' die weichen, braunen Locken,
Die liebliche Gestalt,
Ich hör' der Stimme Silberglocken,
Es wird mir nimmer alt.

Und fühl' mich zwecklos umgetrieben,
Find' nirgends Rast und Ruh';
Ich kann nicht hassen, kann nicht lieben,
Das Herz ist mir wie zu.

Wenn man das Köstlichste genossen,
Wenn heilig man geliebt:
Dann bleibt die ganze Welt verschlossen,
Das Leben ist getrübt.

3.

Vorgeſchichte.

Ich ſehe Geiſter niederſteigen,
Im Nebel kommen ſie herab,
Sie ſtehen ſtill und ſchweigen
Und ſchauen auf ein friſches Grab.

Ich hör' es ſummen, wie Geſänge;
Der Pfarrer kommt, er tritt hervor,
Er ſtehet im Gedränge,
Doch was er ſpricht, hört nicht mein Ohr.

Den Todten kann ich nicht erblicken,
Des Sarges Deckel iſt ſchon zu.
Sie müſſen ihn beſchicken,
Und bringen ihn zu ſeiner Ruh'.

Wer mag doch in der Ecke ſtehen
Mit Hut und Flor und Mantel da? —
Nun kann ich recht ihn ſehen,
Ich bin, ich bin es ſelber ja!

4.

Die Nacht.

O laſſet mich nur immer ſchlaflos ſeyn,
Denn in der Nacht da weinet ſich's allein.
Das Licht des Tages klemmet mir die Bruſt,
Doch in der Nacht ſaug' ich geheime Luſt.

Bei Tage bin ich ſtill, verwirrt und ſcheu,
In ſtiller Nacht da werd' ich wieder frei,
Da regt im Buſen ſich die alte Kraft,
Die mir den Himmel und die Hölle ſchafft.

H. Hoffmann.

Gedichte

von

J. J. Reiff.

1.

Der Rhein.

Dem Strom, der aus dem Alpenland
Uns bringt den Gruß der Freien,
Ihm laßt uns Freunde, geistverwandt,
Das Lied des Frohsinns weihen!
Der alte Hort, der treue Rhein,
In Liedern oft besungen,
Er spendet uns den goldnen Wein,
Dess' Lob gar oft erklungen.
Rhein!
Wein!
Hallt es wieder
Hoch im Klang der Lieder.

Staunt an das edle Rebenholz
Und preist den Werth in Liedern!
Vor Fürsten gibt es Männerstolz,
Macht Bettler uns zu Brüdern;

Selbst Feinde macht der Rebensaft
Uns zu willkommnen Gästen;
Fürwahr, des Weines Wunderkraft
Schafft Hütten zu Palästen.
Saft,
Kraft,
Freud' und Leben
Geben uns die Reben.

Erkauften Ruhm für Sklavensold
Verschmäht das Volk am Rheine;
Es trinkt der Trauben flüssig Gold
Und fröhnt nicht Flittterscheine;
Ein Volk, nur durch Gesetze frei,
Genießt beglückt das Leben,
Es bleibt dem Vaterlande treu
Mit Gut und Blut ergeben.
Frei,
Treu,
Ja der freie
Rhein bewährt die Treue.

Wie ist das Leben doch so süß
Am schönen Rheingestade;
Ein Thor nur sucht das Paradies
Auf weit entlegnem Pfade.

Der Welten Gründer schuf nur zwei:
Für Engel dort das eine,
Und für ein Volk, das treu und frei,
Ein zweites hier am Rheine.
Gut,
Muth,
Sieg und Frieden
Bleib' dem Rhein beschieden.

Und naht der große Augenblick,
Die Trennung wird nicht schmerzen;
Des Sanges Gut, der Liebe Glück,
Bewahren wir im Herzen;
Und dieser Güter Hochgenuß
Folgt uns zur Heimat droben;
Dann erst der Liebe Abschiedskuß
Auf Wiedersehn dort oben.
Gruß,
Kuß,
Euch dort oben,
Allen hier und droben!

Drum laßt uns an dem edlen Rhein
Bei minniglichen Frauen,
Beglückt durch Kuß und Sang und Wein,
Aus Reben Hütten bauen!

Wohlan! es gilt dem frohen Rhein —
Stoßt an die vollen Becher!
Die Frauen hoch und unser Wein
Und alle muntern Zecher!
Singt!
Trinkt!
Hoch! ihr Brüder,
Liebe, Wein und Lieder!

2.

Spohn's Tod.

Singt ihr von jenen Helden,
Verdient um Volk und Thron,
So soll mein Lied euch melden
Vom Heldenjüngling Spohn.

Er stand auf fernem Posten
In der December-Nacht,
Eh' noch im düstern Osten
Der blut'ge Tag erwacht.

Und sonder Furcht und Zagen
Stand rings die Heeresmacht,
Bereit am Tag zu schlagen
Die Austerlitzer Schlacht.

Er dachte treu der Seinen,
Möcht' gern bei ihnen seyn,
Wo traulich sich vereinen
Die Mosel und der Rhein.

Die Waffen in dem Arme,
Das Kreuz auf seiner Brust,
Schlug ihm das Herz, das warme,
Voll Muth und Kampfeslust.

Da hört er, daß verwegen
Sich ihm ein Reiter naht;
„Wer da!“ ruft er entgegen, —
„„Dein Kaiser, Kamerad!““

Und weiß von Schneesflocke
Hielt vor ihm wohlgemuth
Der Mann im grauen Rocke
Und welthistor'schen Hut.

Da blinken Feindsgeschosse
Den Hügel rings herauf;
Der Kaiser steigt vom Rosse,
Der Jüngling schwingt sich drauf.

„Auf Feinden sich zu betten,
Das ist des Kriegers Pflicht;
Den Kaiser muß ich retten“ —
Er spricht's, und zögert nicht.

Ihn trägt des Kaiſers Schimmel,
Drum lacht er der Gefahr,
Und ſtürzt ſich ins Gewimmel
Der Don'ſchen Reiterſchaar.

Und trotz der Wunde Schmerzen
Kämpft er mit Löwenmuth,
Bis ſeinem rhein'ſchen Herzen
Entſtrömt ſein rheiniſch Blut.

Vor Freude jauchzt ſich heiſer
Der Feind voll Rachegier,
Er glaubt den großen Kaiſer
Im braven Grenadier.

Der Kaiſer war gerettet
Zur Schlacht beim Morgenroth,
Der Jüngling lag gebettet
Auf Feindesleichen todt.

3.

Adele.

Im einsamen Thal, dort über den Höh'n,
Da weiß ich im Schatten der Linden
Ein friedliches Hüttchen zu finden;
Ein ländliches Hüttchen, so reizend schön,
Wie's wol der Wanderer nie geseh'n,
Und drinnen die herrlichste Seele,
Die Blume der Frauen — Adele.

Sie kannte nicht Flitter, sie hatte nicht Gold,
Doch war ihr mit innerem Frieden
Der Adel der Seele beschieden;
Dem wandernden Sänger reichte sie hold
Die schönste Blume zum Minnesold;
Denn ob sie der Welt sich entzogen,
Dem Sänger doch blieb sie gewogen.

Und wenn er weilend die Liebe besang,
So griff sie kühn in die Saiten,
Das tönende Lied zu begleiten;

Und wenn das blumige Thal entlang
Verhallte der bebenden Saiten Klang,
So deuteten perlende Thränen
Des Herzens geheimeres Sehnen.

Oft wird es dem Sänger im Herzen ſo ſchwer,
Oft ſtimmt er die Saiten zur Klage,
Gedenkt er der ſeligen Tage;
Denn dd' iſt das Thal, das Hüttchen leer,
Und die er dort ſuchet, iſt nicht mehr;
Doch ſteht's auf dem Grabe geſchrieben,
Daß treu ſie der Liebe geblieben.

J. J. Reiff.

Lieder

von

Gertraud von Hohenhausen.

Bächlein, gingst durch Blüthenwiesen
Einst zu meines Liebchens Haus,
Sahest Lieb' und Blumen sprießen,
Nun ist alles, alles aus.
Du liegst starr in Wintereis,
Wie mein Liebchen, leichenweiß.

Winde spielen mit dem Schleier,
Mädchen spielen mit der Liebe,
Aber Lieb' und Schleier reißen
An den Dornen mancher Brust.
Dann, o Mädchen, klagt ihr bange,
Dann, o Winde, klagt ihr ängstlich
Um das Spielzeug eurer Lust.

Um das Chriſtusbild, das morſche,
Rankt ein junges Epheureis,
Hält den Gott mit ſtarken Armen,
Zu des Volkes Lob und Preis.

Dieſe Liebe, die er lehrte,
Ward der Pflanze eingeprägt,
Und wie dem Verfall ſie wehrte,
Liebe uns durch's Leben trägt.

Zieh' auch mich an ſel'gem Bande
Aus dem wirren Leben fort
Nach dem ew'gen Vaterlande,
In den einz'gen Ruheport.

Ich weiß, ich bin die Erste nicht,
Der du in Lieb' entbrannt,
Und was auch warm mein Herze spricht,
Ich bleibe auch die Letzte nicht,
Die du „mein Lieb'!“ genannt.

Doch selbst nur in der Mitte steh'n,
Ist übersüßes Glück,
Und von der Berge Gipfel seh'n,
Wie Sterne auf und untergeh'n,
Wirft holden Glanz zurück.

Doch möcht' ich nicht der Berge Kron',
Ein Thal nur möcht' ich seyn,
Wo deiner süßen Liebe Lohn
Mein Herz erwählt zum stillen Thron —
Ein Gott im kleinen Schrein.

Um Zukunft und Vergangenheit
Schwebt klares Farbenlicht;
Wenn auch die Gegenwart uns freut,
Sie blendet, reißet hin, zerstreut,
Zum Anschau'n wird sie nicht.

Und in der Liebe Hochgenuß
Iſt der Moment zu groß,
Ein Blitzſtrahl iſt des Theuern Gruß,
In Fieberſchauer brennt ſein Kuß,
Als Ahnung glüht er blos.

Doch wenn der heiße Traum entſchwand,
Belebt ſich erſt ſein Bild,
Und ſchmiegt, wie weicher Wellentand,
Um's Herz ſein duftig Blumenband,
So ſinnig und ſo mild.

Und iſt die Zukunft ernſt und trüb,
Kein Hoffnungsſternchen lacht,
Doch was vom Glücke einzig blieb:
Erinnerung an Luſt und Lieb'
Sei Glanzpunkt dieſer Nacht.

Liebeslieder, heiße Tropfen,
Die des Herzens Glut vergießt,
Ihr ſeid Thau, der ſehnſuchtträufelnd
Eine Roſenknoſp' erſchließt.

Und die Blume will ſich baden
In des jungen Tages Licht,
Da erſcheint ein ſchlanker Reiter,
Der ihr gleich den Stengel bricht.

Schöner, heit'rer Sommermorgen,
Wie du mir die Stirne kühlſt,
Und mit allen meinen Sorgen
Nur wie mit Cypreſſen ſpielſt,
Die die gold'ne Landſchaft heben
Mit des Schattens dunkelm Grund,
Und wie Aeolsharfen beben
In die trunk'ne Freudenſtund'.

Gieße deine Strahlenhelle
In des Herzens trüben Raum,
Um der ſchwarzen Wolken Schwelle
Webe deinen Purpurſaum.
Um die Landſchaft meines Lebens
Lag're ſanft ſich dein Azur;
Sie verbeſſern wär' vergebens,
Sie verſchönern kannſt du nur.

Friſches, zartes Wieſengrün,
Schlängelſt dich am Bache hin,
Tändelſt mit den Wellen!
Herz, mein Herz, was zieht dich hin?
Biſt nicht mehr ſo jung und grün,
Mußt am Schmerz zerſchellen.

Trauerweide, neigteſt dich,
Als dein Bruderſtamm erblich,
Weinend in die Fluthen.
Auch mein ſüßes Lieb' entwich,
Herz, mein Herz, was ſträubſt du dich?
Mußt ja doch verbluten.

Gedichte

von

H. J. F. Wüst.

1.

Im Friedhofe.

Glänze, Luna, glänze,
Dieſe Epheukränze
Dünken Roſen mir.
Wehe, Lüftchen, wehe,
Wehe mir, ich ſtehe
Heitern Muth's vor dir.

Einſt in Knabenjahren
Mir ein Gräuel waren
Grab und Leichenſtein;
Hügel meiner Brüder
Lieb' ich jetzt, und Lieder
Laſſ' ich ferne ſeyn.

Keine Welt voll Engel
Träumt ich mir; ſelbſt Mängel
Machen ſchöner ſie.
Doch daß keine Thränen
Mein Geſchick verſöhnen,
Das verſchmerz' ich nie.

Engel, hier im Leben
Mir von Gott gegeben,
Komm, verkünd' mir jetzt,
Daß bald aus Erbarmen
Endlich mich den Armen
Todesſchlummer letzt.

Weißt ja, was ich bitte,
Weißt, wofür ich ſtritte
Mit dem Menſchenheer;
Weißt ja, wie entſchwunden
Jede meiner Stunden
Mir ſo trüb und ſchwer.

Fruchtlos kämpft hienieden
Für der Seele Frieden
Mancher Schmerzensſohn;
Doch den Wahrheitsſucher
Lohneſt du mit Wucher
Unbekannter Thron!

Auch ich werde finden
Unter diesen Linden
Ruh' und Freud' umher;
Unter einem Steine
Schlaf' ich dann und weine
Ewig nimmermehr.

2.

An die erste Frühlingsblume.

Wo du immer auch blühst, Tochter der jungen Freud',
Die im grünenden Thal wärmerer Weste Hauch
Aus dem Schooße der Erde
In ein früheres Leben rief.

Duft' dem Böſewicht nicht, wenn er vorüberzieht,
Nicht dem Praſſer, der dort leichte Verdauung ſucht,
Nicht dem Sünder an Unſchuld,
Nicht dem Heuchler, dem Frömmler nicht.

Nur Unſchuldigen, nur edelem Selbſtgefühl
Dufte lieblich und mild; duft' auch mir Armen, mir,
Daß mein Auge dich finde,
Wenn mir's trübe und öde wird.

Naſſen Blickes ſodann ſitz' ich zur Seite dir,
Indeß Alles um mich jubelt und froh genießt,
Was ein blindes Geſchick geuſt
Aus der Urne mit voller Hand.

Wie beneide ich dich! stille und unbekannt
Fließt dein Leben dahin, ferne von Menschenspott,
Fern von Gottes Geschöpfen,
Die mein Leben vergifteten.

Schließest einsam den Kelch, den noch kein kühner Stich
Einer Wespe entweiht, welkest wol Morgen schon —
Könnt' ich mit dir verwelken,
Und bald ruh'n in der Rasengruft!

3.

An die ferne Geliebte.

Einſam wandle in mich gekehret ſchweren
Trittes ich am Ufer des Ulmenſees;
Sende durch die Lüfte dir meine Grüße
Ach! aus der Ferne.

Jeden Abend lauſch' ich der Silberpappel
Mildem Säuſeln, lauſche der Aſpe Liſpeln
Und dem Rohrgeflüſter, ob meine Grüße
Hold du erwiederſt.

Wann den Purpurmantel der Abendhimmel
Faltet, und der Dämmerung ſüße Schauer
Mich durchzittern, denk' ich voll Wehemuth des
Tages der Trennung.

An die Weimouthskiefer gelehnet, heilig
Mir, weil oft du ruhteſt an ihrem Fuße,
Träum' ich tief beweget die erſten Tage
Seliger Liebe.

Welcher Winkel birgt dich, du traute Seele,
Du Gespielin meiner verlebten Jugend?
Wohin kehr' ich mich, daß du meines Herzens
Sprache vernehmest?

Scheu und lautlos schleichen die Abendwinde
Durch des Sees Schilf, durch die Tannengänge,
Wo dein Freund, ein Seliger einst, dich fand, jetzt
Gramvoll verweilet.

Menschen haben, neidend der Liebe Himmel,
Zwischen uns, ach, Länder und Meer' geworfen,
Darum ruft vergebens der Sehnsucht Stimme
Dich mir zurücke.

Lebe wohl! es hallt schon die Abendglocke
Durch den Hain, sie ruft mich in's stille Dörfchen,
Und der Vollmond winkt aus dem Silbersee mir
Sanfte Vollendung.

4.

Schwanengeſang.

Einſt zwiſchen öden Mauern
Stand ich im Abendſchein
Mit tiefem Seelentrauern
In nie empfund'ner Pein.

O daß die Qual doch ende!
So ſeufzte ich und ſann
Des Lebens Sonnenwende,
Und Thrän' auf Thräne rann.

Kaum zog beim letzten Strahle
Der Abendſtern heran,
Da wehte aus dem Thale
Ein ſanfter Hauch mich an.

Es glitt aus weiten Räumen
Ein Bild zu mir herab,
Das ich in meinen Träumen
Gar oft geſehen hab'.

Zwar wußt' ich's nicht zu deuten,
Doch ſchien es mir bekannt;
Es ſchien herab zu gleiten
An eines Vaters Hand.

„Warum mußt du erſt kommen
An meines Lebens Rand,
Da Alles mir genommen,
Da Alles mich verkannt?

Gibſt du der Qual Befehle,
Und minderſt du die Laſt?
Es hat in meiner Seele
Die Marter nimmer Raſt.„

„„Wohl geb' ich ihr Befehle,
Wohl mind're ich die Laſt;
Bald hat in deiner Seele
Die Marter immer Raſt!

Hier trink' aus dieſer Schaale,
Sie iſt die Panace,
Sie kreiſt am Göttermahle,
Sie lindert Ach und Weh'!„„

Und ſieh da, ich griff trunken
Nach dieſer Zauberſchaal' —
Kaum hatte ich getrunken,
Zuckt' ich zum letztenmal.

Jetzt werd' ich Ruhe finden
In dieſes Vaters Haus,
Jetzt ſchlaf' ich unter Linden
Des Lebens Stürme aus.

H. J. F. Wüſt.

Gedichte

von

W. Smets.

1.

Heinrich Frauenlobs Bestattung.

Zu Mainz am Mainstrom möchte wohl
Ein braver Sänger sterben;
Könnt' er ein solches Grabgeleit,
Wie einst zu Meister Heinrichs Zeit,
Sich wohlverdient erwerben.

Das war Herr Heinrich lobesan,
Ein Domherr gar aus Meißen,
Der ward nach seiner Liederart
Zu Lob und Preis der Frauen zart
Ein Frauenlob geheißen.

Als der in Mainz zum Sterben kam,
Da wollten hoch ihm lohnen

Sein Lied mit letzter Huldigung
Die Mainzer Mägdlein hold und jung,
Die Frauen und Matronen.

Sie nahmen auf die Schulter still
Die Bahr' mit ſammt dem Sarge:
Er hatt' es wohl verdient um ſie,
Ihr Lob geſungen ſpät und früh,
Als gäb's nicht eine Arge.

Dann ſenkten ſie den Leichnam ein
Mit lautem Weh' und Weinen,
Und Kränz' und Blumenſträuß' zuhauf
Mit vollen Händen ſtreuten drauf, —
Die mochten's magdlich meinen!

Jedoch, das Beſte kam zuletzt.
Aus großen Zubern floſſen
In Kannen blank und Becher fein
Die Ströme hell vom duft'gen Wein,
Zu Hochheim aufgeſchoſſen.

Und nun die Mägdlein allzumal
Und Frauen unverdroſſen
Aus Kannen blank und Bechern fein,

Auch manches Thränlein tropfte drein,
Mit Wein das Grab begoſſen.

Da ward das Grab ein goldner See,
Die Kränze ſchwammen drüber,
Da ward das Grab ein Dichtergrab,
Zwar iſt's ſchon lang, daß ſich's begab,
Die Zeiten ſind vorüber!

Drum möchte wohl zu Mainz am Main
Ein braver Sänger ſterben,
Könnt' er ein ſolches Grabgeleit',
Wie einſt zu Meiſter Heinrichs Zeit,
Sich wohlverdient erwerben.

2.

Herrn Hugo's Pferd.

Herr Hugo reitet in dem Wald,
Weiß nicht, wo aus, wo ein;
Es iſt ſo finſter und ſo kalt,
Er mag verirrt wol ſeyn.

Er kommt aus ſeines Liebchens Arm,
Und doch gedankenſchwer,
Als wenn zur Seite Reu' und Harm
Mit ihm geritten wär'.

Und immer finſtrer wird der Wald,
Und fremder Weg und Steg;
Horch, horch! was für ein Summen hallt?
Was werden Tritte reg?

Er iſt gelangt zum Waldesſaum,
Ein Friedhof liegt daran.
Iſt's doch, als wollt' ein düſtrer Traum
Hier ſeiner Seele nah'n.

Nein, nein, es naht ein Trauerzug,
Wehklagen rufet laut,
Es ist, bei Gott! kein Sinnentrug,
Nein, Hugo's todte Braut!

Und wie der Priester im Gebet
Thut ihren Namen kund,
Und ew'ge Ruh' der Seel' erfleht,
Flucht Hugo'n jeder Mund.

Zum Wald zurück Herr Hugo kehrt,
Ihn sah kein Auge mehr;
Doch manchen Andern trägt sein Pferd
Bis heut' noch hin und her.

3.

Die Gründung des Heiligengeiſt-Spitals zu Rom durch Papſt Innozens den Dritten.

Es malt der Sonne früher Strahl
Sankt Peters hohen Dom,
Und von Gewerben ohne Zahl
Wird's laut im alten Rom;
Da nahet ſich ein Fiſcher auch
Dem dunkeln Tiberſtrom.

Er wirft ſein Netz vertrauend aus,
Und ſieh', gleich iſt's ſo ſchwer,
Als wenn's, ihn bleichen Freud' und Graus,
Sankt Petri Fiſchzug wär:
Denn zu der nahen Kirche ſchritt
Papſt Innozens einher.

Doch, als das Netz er aufwärts zog,
Hört' man ihn jammernd ſchrei'n:
Weh' mir, wie mich die Fluth betrog,

Was für ein Fang ward mein!
Es trug das Netz im feuchten Schoos
Drei todte Knäbelein.

Wie da der Papst den Fang erschaut,
Ihn Mitleid tief bewegt;
„Du arme Roma,“ ruft er laut,
„Die solchen Gräuel hegt,
Daß, von des Mangels Qual erdrückt,
Das Mutterherz nicht schlägt!“

Und sinnend, nach dem heil'gen Amt,
Betritt er den Palast;
Das Herz vom heil'gen Geist entflammt
Er rasch den Vorsatz faßt:
Ein Haus zu gründen, groß und reich,
Für manchen armen Gast.

Bald hebet sich der hohe Bau,
Nach Gottes Geist benannt,
Durchströmet von des Mitleids Thau,
Gleich wie aus Gottes Hand:
Wer arm und krank und älternlos,
Hier Trost und Rettung fand.

Und über'm Thor, bis dieſen Tag,
Dem Mitleid uns zu weih'n,
Ragt hoch das Bild der Noth und Schmach
Aus hartem Marmelſtein,
Wie jener Fiſcher fand im Netz
Drei todte Knäbelein.

4.

Todesahnung.

Wie glänzen rings die Haine
Im goldnen Sonnenstrahl,
Wie glüh'n vom Purpurscheine
Die Rosen in dem Thal!

Ich aber wandle düster
Auf sonnenheller Bahn,
Es weht mich wie Geflüster
Von Grabeshügeln an.

Denn meiner Sonne Prangen
Ging längst zur Rüste schon,
Das Roth von diesen Wangen
Ist, ach! vor Gram entfloh'n.

Und blüh'n beim Sonnenglänzen
Die Rosen still im Thal, —
Sie blühen, bald zu kränzen
Mein frühes Todtenmaal.

5.

Beruhigung.

Getroſt mein Herz, wenn auch die Stürme wüthen,
Wenn auf des Lebens ungeſtümer Fahrt
In finſtrer Nacht kein Stern ſich offenbart,
Kein Port ſich aufthut, freundlich dich zu hüthen.

Getroſt, zerſtört der Reif auch deine Blüthen,
Als blieb' nicht eine mehr dir aufbewahrt,
Getroſt, wenn Neid und Pöbelſinn verpaart
Auf deinen Untergang im Stillen brüten.

Halt aus, mein Herz, vertrau' der ew'gen Liebe,
Die eine Blüthe ſtets für dich erzieht,
Und einen Balſam miſcht für deine Schmerzen.

Das iſt der edelſte der edeln Triebe,
Vor dem des Unmuths düſtrer Geiſt entflieht,
Die reine Neigung nahverwandter Herzen.

W. Smets.

Lieder aus Italien.

Von

K. Fr. Scholler.

1.

Lied von der Sonne.

(Venedig.)

Sonne, die mit blankem Schilde durch den tiefen Himmel rennt,
Glänzt in tauſend vollen Perlen, wann ſie durch die Wolken brennt.
Ruhig flammt der Meeresſpiegel, wann er nicht in Wogen grollt,
Weich und weit und helle ſchwebend in dem heißen, rothen Gold.

Wie der Hörner und Poſaunen Schall im dunkelgrünen Wald
Schmetternd in die Felſenklüfte lange brauſt und wiederhallt,
Zieh'n die Waſſerwogen Bogen in die wilde Weite lang,
Und lebendig lodert Feuer im bewegten Wellengang.

Stille, die auf ſchwerem Flügel über Thal und Höhen ſtreift,
Und aus Abendqualm und Schwüle athmend in die Wolken greift,
Kühlt im Thau der Erde Wölbung, die ihn mit Entzücken trinkt,
Wann der Feuerball des Himmels ſterbend in die Wogen ſinkt.

Klarer glüht in tiefer Welle, Sonnenheld, dein ew'ger Brand,
Spielt erwacht im grünen Walde, ſpielt im rothen Uferſand,
Spielt im Blau der Meeresfläche, ſpielt im Lichtkriſtall der Luft,
Und ein ſüßes Opfer ſteiget unter Klängen all der Duft.

2.

Der Weih.

(Rom.)

Auf goldnen Federn flog ein Weih
In's Wolkenmeer.
Er brach der Nebel Rand entzwei
Und sah nicht mehr.
Ihn zog in's unbekannte Land
Gewaltig auf ein tiefes Band
Hinan!

Ein Schütze zog zur freien Jagd
In's grüne Feld
Mit Horn und Sporn, wo Blüthe lacht
Und niederfällt.
Gefällt ihm Eins, gefällt ihm Eins,
Ist's Herzensglut und Blut des Weins
Gesellt.

Er lief so leicht, wie 'n Waldesreh
Zum Schattenquell.
Er späht hinan zur Wolkenhöh'
Und späht so hell.

Der ſcharfe Blick entzückt und zückt,
Da er den Wolkenweih erblickt,
Die Senn.

Der Falke fiel, vom Pfeil ereilt
Und angebohrt;
Der Schütze lacht, der ihn gepfeilt,
Die Dogge ſchmort.
Der Falke fiel in's rothe Blut
Hinab, hinab — wie Sonnenglut
Im Glanz.

3.

Im Coliſeum.

(Rom.)

Welch Grauſen faßt mich hier, wo einſt der Löwe brüllte
Und rings das Römervolk die Marmorſitze füllte,
Das Freudenruf erhob, wenn unter Pantherkrallen
Und Leuenzahn ein Menſch, ein armer Menſch gefallen!

Blutgierig, lechzend ſchau'n, mit Mord im Aug' die Leuen
Die Völkerſchaaren an, die ſolche Blicke ſcheuen,
Mit neuem Barbarblut die Ungeheuer tränken
Und froh den feigen Blick in ſolche Schauder ſenken.

„Nur ſolches Spiel und Brod! da läßt ſich's fröhlich hauſen!“ —
Hör' ich den Schreckensruf durch's Blutgefilde brauſen,
Und rings der Wölbung Rand vom Donnerworte wanken,
Als ſchaudre kalter Fels dem römiſchen Gedanken.

O daß der Océan mit ſeinen Waſſern allen
Aufquöll', der Menſchen Wuth und Wahn zu überwallen,
Auf daß der tiefe See die weite Welt begrabe,
Und nichts darüber ſchweb', als ſtill ein Leichenrabe.

Todt ſchwiege dann das Meer bis in die tiefſten Tiefen,
Und Wirbel kreiſ'ten auf, worein die Waſſer liefen,
Und mit Gewitterpracht, um roth die Nacht zu hellen,
Entſtieg ein voller Mond den ſchwarzen Leichenwellen.

4.

Entſchluß.

(Somma-Paß hinter Spoleto.)

Wohl viele Menſchen ſah ich untergeh'n,
In's Wirbelmeer verlorner Zeiten tauchen,
Wie Nebel ſich um Alpenhörner dreh'n
Und vor der Sonne Feuerkraft verrauchen.
Weß Leben aber ein lebendig Weh'n
Und Wirken reicher Saat in meinen Augen,
An deſſen That will ich mit Luſt mich weiden,
Und keine Seele will ich je beneiden.

5.

Beruhigung.

(Als ich auf Capri krank war.)

Unter Palmen, Prachtgranaten,
Unter Goldorangenwald,
Folgt' ich gerne frühen Pfaden,
Machte fröhlich Aufenthalt,
Wenn der Morgenröthe Gold
Um die Wolkenklippen rollt'.

Aber, ach, im bleichen Jammer,
Wo das matte Herze bricht,
Lieg' ich in der Krankenkammer,
Schaue nach dem blauen Licht,
Dessen holder Liebesschein
Aus der Freie dringt herein.

Leben strömt in vollen, reichen
Wunderbächen, quellenreich;
Wenn sich auch die Aeste neigen,
Fallen nicht die Früchte gleich.
Drum gesund' ich bald und stark,
Denn das frische Blut ist Mark.

K. Fr. Scholler.

Gedichte

von

Berthold von Schepeler.

1.

Der Nachen.

Auf des Lebens dunkelm Meere
Einſam ſchwankte hin mein Kahn,
Und wo Land zu finden wäre,
Zeigte mir kein Stern die Bahn.

Nirgend war ein Lichtesſchimmer,
Rings um mich nur dunkle Nacht,
Ausgelöſcht der Sterne Flimmer,
Wolken trieb des Sturmes Macht.

Plötzlich durch die hohen Wogen
Schwebt' ein Nachen zu mir her,
In des Ruderſchlages Bogen
Funkelte das dunkle Meer.

Sieh', ein Jüngling hohe Wellen
Muthig mit dem Ruder bricht,
Weithin seine Blicke hellen,
Frohsinn strahlt vom Angesicht.

Und es steht ein Knab' am Steuer,
Goldgelockt wie Sonnenglanz,
Sein Gewand ein weißer Schleier,
Um die Stirn' ein Blumenkranz.

Lächelnd blickt er in die Tiefe,
Lächelnd zu den Wolken auf,
Als ob er den Stürmen riefe,
Regelte der Wellen Lauf.

Und mein Schiffchen war im Sinken,
Wasser schon bis an den Rand;
Da sah ich den Knaben winken,
Und der Jüngling reicht die Hand.

Hebt mich durch der Wogen Dringen
Rettend in den schwanken Kahn,
Und erschöpft vom langen Ringen
Halt' ich mich an's Steuer an.

Fromm wie eine Heil'ge kniete
Hier ein Mädchen, engelſchön;
Sanft das ſchwarze Auge glühte,
Betend zu des Himmels Höh'n.

Ueberwältigt und mit Beben
Sink' ich ihr zur Seite hin,
Wage kaum den Blick zu heben
Nach der ſchönen Beterin.

Und der Knabe lächelnd windet
Einen Kranz um ſie und mich,
Und des Sturmes Brauſen ſchwindet,
Eine Inſel zeiget ſich.

„Dorthin, ſeht, ein Stern euch winket
Leuchtend von der Sonne her,
Wenn er hell am Abend blinket,
Sirius ſteigt aus dem Meer.

Bei der Sonne Untergehen,
Jenſeits an der Inſel Strand
Werdet ihr den Nachen ſehen,
Und wir rudern euch in's Land.

Wo euch winket Ruh' und Wonne,
Wo kein Sturm bewegt die Fluth,
Wo der Stern wird helle Sonne,
Wo er wärmt mit ew'ger Glut."

So der Knabe, und wir steigen
Wohlgemuth an's Ufer hin,
Warten hier der Sonne Neigen,
Und den Kahn zum Weiterzieh'n.

2.

Der Undank.

Der Stolz am Herzen eines Engels nagte,
Er ſchuldet Dank, jedoch den Eitlen quält
Der Gottheit Anblick, die ihn auserwählt
Für ihre Liebe, und der Hochmuth plagte.

Der erſte Undank jede Schaam verjagte;
Der Engel fiel, und Satan überzählt
Bald große Heere, die das Anſchau'n quält
Der Liebe, die den Hochmuth überragte.

So gab der Wohlthat Anblick auch das Leben
Dem Undank, der ſich jetzt beſtändig nährt
Von edlen Thaten, hohen Dankes werth.

Den Edlen nur wird edle That erheben
Zum Dankgefühl, die niedre Seele bebt,
Wenn ihr der Edelmuth vor Augen ſchwebt.

Bis ich gefühlt, daß nur der Flügel
Des Geiſtes uns zum Himmel trägt,
Daß hinter unſres Herzens Riegel
Der Himmelsſchlüſſel iſt gelegt.

Da hub mein Geiſt ſich ein Titane
Gewaltig zu der Himmelsnacht,
Die Wolken dienten ihm als Fahne,
Die Sterne ſtrahlten ihm in Pracht.

Und ſtimmten ein in meine Klänge,
Und öffneten den goldnen Mund.
So bringt der Zauber der Geſänge
Den Himmel mit der Erd' in Bund.

So hat dem Manne himmliſchſtrahlend
Sich in Begeiſt'rung zugewandt,
Was ſich der Knabe ſinnlich malend
Erfaſſen wollte mit der Hand.

Ludwig Wihl.

Gedichte

von

R. Reinick.

1.

Kometenlied.

Im Weinkeller.

Tag, wie bist du doch so schüchtern
Gegen solche nächt'ge Stunde!
Erde draußen, wie so nüchtern
Gegen diese Kellerrunde!
Draußen jene eine Sonne
Dörrt die Kehlen uns zusammen,
Aber hier aus einer Tonne
Strömen tausend nasse Flammen.

Und ein jedes Glas wird Sonne,
Sonnen werden Aller Augen;
Freunde, Freunde! welche Wonne,
Solche Strahlen einzusaugen!

Und ihr Alle, als Planeten,
Dreht euch ſchon in Sonnenkreiſen,
Während ich gleich dem Kometen
Meine eigne Bahn muß reiſen.

Platz gemacht, ihr Weltenbrüder!
Sphärenmelodieen, klinget!
Denn in's dunkle Nichts hernieder
Der Komet ſich jetzo ſchwinget.
Und ich ſag' euch: widerſtreben
Darf kein Weltball meinen Flammen,
Denn ſonſt bricht mit grauſem Beben
Auch das Weltall rings zuſammen.

Ha, ſchon ſchweb' ich, ha, ſchon heb' ich
Mich empor durch alle Himmel!
Schon umbrauſt mich, ſchon umſauſt mich
Rings der Welten laut Getümmel.
O du ſel'ge Himmelsfriſche!
Wie du kühleſt meine Flammen! —
Weh'! da lieg' ich mit dem Tiſche,
Und das Weltall brach zuſammen!

2.

Frühlingsaugen.

Wann im Lenz der blaue Himmel
Nachts ſich ſchmückt mit ſeinen Sternen,
Die wie lauter Liebesaugen
Sich in deine Seele ſaugen
Und dich winken zu den Fernen:
Hüte dich fein
In dem Lenzen
Vor dem Glänzen der Aeugelein!

Kommt der Morgen, läßt den Blüthen
Lichte Perlen niederthauen,
Daß ihr Auge voller Thränen
Dir erweckt ein weiches Sehnen,
Wann ſie dir entgegenſchauen:
Hüte dich fein
In dem Lenzen
Vor dem Glänzen der Aeugelein.

Drauf der Mittag ſtill ſich breitet,
Und es ſchweiget in die Runde;

Leiſe rauſchet nur die Welle
Und es blinken wunderhelle
Augen aus des Waſſers Grunde:
Hüte dich fein
In dem Lenzen
Vor dem Glänzen der Aeugelein.

Und am Abend, und am Abend,
Wann in Gärten allerwegen
Holde Kinder ſich ergehen,
Und gar heimlich nach dir ſehen
Aus den grünen Laubgehegen:
Hüte dich fein
In dem Lenzen
Vor dem Glänzen der Aeugelein.

3.

Thörichtes Spiel.

Läßt mein Liebchen auf ſich warten,
Müſſen ſtets die dümmſten Grillen
Mir die Langeweile füllen!
Heute noch in meinem Garten
Fiel mir ein: das Blumenleben
Muß doch rechte Freuden geben!
Ei, ſo will ich Blume ſeyn,
Bis mein Liebchen kommt herein.

Und bald lag ich auf dem Rücken,
Alle Glieder weit gerecket,
Gleich den Blättern ausgeſtrecket,
Blumenſehnſucht in den Blicken.
War mir's ſelber auch poſſierlich,
Macht' ich es doch ſehr natürlich;
Alles glaubte rings umher,
Daß ich eine Blume wär'.

Wärmte mich die liebe Sonne,
Vögel flogen um mich nieder,
Sangen wunderſchöne Lieder,
Und ich fühlte nichts als Wonne.

Gedichte

von

Otto von Czarnowski.

1.

Des Dichters Stammbaum.

Des Dichters Stammbaum reicht in ferne Zeiten,
Kein Adel mag an Ahnen sich ihm gleichen,
Des Ursprungs Alter adelt er durch Zeichen,
Die ewig ungeschwächte Jugend deuten.

Des Wappens Sinnbild wird ihn stets begleiten,
Es ist der Lebensbaum — wie ihn die reichen
Blüthen bedecken, Früchte noch nicht beugen,
Die, sie zu kosten, in Versuchung leiten.

Der Dichter stammt aus Paradieses Garten,
Noch eh' der Apfel reift' und auch die Sünde,
Eh' Blüthen noch Erkenntnißfrucht gegeben.

Er muß des Baum's und seiner Blüthen warten,
Daß mit der Frucht ihm nicht die Unschuld schwinde:
Nur Blüthen lassen seinen Stammbaum leben.

2.

Des Herzens Wünschelruthe.

Der Erde Reichthum sicher zu ergründen,
Quält Mancher sich mit eitelem Bemühen;
Wo Gold und wo die Edelsteine blühen,
Glaubt er mit einem Zauberstab zu finden.

Doch nimmer wird Natur sich dem verkünden,
Unwillig wird sie seine Neugier fliehen,
Getäuscht wird nur die leeren Nieten ziehen,
Wer zu der Selbstsucht Frohndienst sie will binden.

Doch Geist wird sie dem Geiste offenbaren,
Dem Herzen gern verwandte Herzen zeigen,
Wenn es sie emsig sucht in heil'gem Triebe.

Und wo ein Schatz des Guten und des Wahren
Verborgen liegt; dahin wird bald sich neigen
Des Herzens Wünschelruth': das Aug' der Liebe!

Otto v. Czarnowski.

Gedichte

von

Adolph v. Marées.

1.

Der alte Waidmann.

Ich bin ein alter Geſelle,
Sie geben mir neunzig Jahr';
Hab' eben nicht nachgezählet,
Doch mein' ich, daß daran fehlet
Ein Jährlein oder ein Paar.

Ich habe luſtig gelebet,
Da ward mir nicht lang die Zeit;
Hoch hielt ich nur die drei Sachen:
Jagen, Küſſen und Lachen,
Und 's iſt mir noch nicht leid!

Sie ſagen: biſt alt geworden
Und das Alles iſt nun vorbei!

Ei, treib' ich doch, was ich getrieben:
Jagen, Lachen und Lieben,
Wie in der Jugend frei!

Noch zieh' ich jeden Morgen
Mit der Büchse zum grünen Wald,
Wo Hirsch' und Rehlein weiden,
Wo Gras die Mägdelein schneiden,
Wo's Lied der Vöglein schallt.

Und soll ich denn bekennen,
Was anders geworden ist?
Mein Wildstand hat sich gemehret,
Grasmägdelein hat sich bekehret,
Daß sie ganz freiwillig mich küßt.

Und nie will's Winter werden
In meinem lieben Revier;
So grün war der Wald noch nimmer,
Und es singen die Vöglein immer
Von Frühlingslust zu mir.

So sprach der alte Geselle;
Längst taub und blind er war;
Er saß in enger Zelle,
Kam nicht mehr über die Schwelle
Hinaus seit manchem Jahr.

2.

Der junge Waidmann.

Am feuchten Herbſtesmorgen
Steh' ich im Wald verborgen;
Verdeckt zu beiden Seiten
Die Schützen ſich verbreiten.

Es iſt ſo ſtill, nichts regt ſich,
Kein Zweig, kein Blatt bewegt ſich;
Da hallt ein Schuß zur Seite,
Und näher gleich der zweite.

Die Büchſe faſſ' ich feſte,
Der Blick ſtrebt durch die Aeſte;
Rings um mich her ſinkt wieder
Die tiefſte Ruhe nieder.

Da horch, verſtohlner Weiſe
Raſſelt's im Laube leiſe!
Dem Odem möcht' ich wehren,
Ich kann den Herzſchlag hören.

Umſonſt ich lauſch' und ſchaue;
Ein Blättlein ſchwer vom Thaue
Thät' von dem Zweig ſich löſen,
Sonſt iſt es nichts geweſen.

Es rauſcht und rauſcht auf's neue!
Iſt es das Reh, das ſcheue?
Ich acht' es nur geringe,
Schon denk' ich andrer Dinge.

Das Reh tritt aus den Büſchen,
Lächelnd ſeh' ich's entwiſchen;
Jetzt hätt' ich um mein Leben
Ihm nicht den Tod gegeben.

3.

Sankt Goar.

Legende.

Sankt Goar war ein frommer Mann,
Viele Mirakel hat er gethan.
Er wohnt' in einer Schlucht am Rhein
Vor langen Jahren ganz allein.
Es wuchsen da noch nicht die Reben,
Doch war dem Heiligen Kraft gegeben,
Daß er des Rheines grüne Fluth
Mocht' wandeln in der Traube Blut.
Und weil er Wein so wohlfeil hatt',
Gab er dem Geize keine Statt,
Wer nur bei ihm vorüberschritt,
Dem theilet er vom Labsal mit.
So ist es, sagt man, denn gekommen,
Daß zu ihm wallten viele Frommen.
Solch ein Gewerbe hätte jetzt
Die Schenken all' in Brand gesetzt;
Allein zu der Zeit nahmen bloß
Daran die Pfäfflein viel Anstoß.

Sie mußten den Wein ſich kaufen theuer
Konnten nicht Waſſer machen zu Feuer.
Auch war noch locker des Glaubens Grund;
Ich trinke für euch, ſprach wohl ihr Mund,
Doch den halben Heiden war es eben,
Als hätt' man ihnen nichts gegeben.
Zu trocken ſie die Predigt fanden
Und ſich zu Goars Zelle wandten.
Die Pfäfflein gingen voll Verdruß
Drob klagen beim Biſchof Ruſticus.
Als der zu Trier nun vernahm,
Wie's Goar triebe ſonder Schaam,
Und daß er ſogar den Zehnt geweigert,
Da ward des Hirten Zorn geſteigert;
Er rief: Bringt her den Wundermann,
Hier ſoll er zeigen, was er kann!
Sankt Goar hatte nichts dagegen,
Den Boten labt' er mit ſeinem Segen
Und iſt dann mit ihm eingezogen
Durch der porta nigra alten Bogen.
Der Biſchof ſitzt zuſammt dem Rath
Im weiten Saal in großem Staat;
Es dränget ſich des Volkes Schaar, —
Vielleicht gibt es ein Feuer gar.
Sankt Goar tritt gelaſſen ein
Und grüßt den Biſchof, die Väter fein.

Der Bischof spricht: Häng auf deinen Hut!
Das dünket auch dem Heiligen gut.
Er blickt hinauf, hinab die Wand,
Einen Nagel nicht sein Auge fand.
Und wie schon Gelächter anhebt im Saal,
Da fällt durch's Fenster ein Sonnenstrahl;
Sankt Goar mit dem Hut ihn trifft,
Fest hängt der dran, wie am güldnen Stift.
Das war dem Bischof noch nicht genug,
Mit hoher Stimm' er den Heiligen frug:
Wenn du vom Geist erleuchtet bist,
So sage wer der Vater ist
Vom Säugling auf des Weibes Arm
Dort unten in des Volkes Schwarm!
Sankt Goar schauet sich langsam um,
Hebt auf den Finger ernst und stumm.
Der Säugling, kaum zwei Wochen alt,
Thut auf sein kleines Mündlein bald
Und ruft in verständlicher Rede Fluß:
Mein Vater ist Bischof Rusticus!
Den Bischof fasset frommer Graus,
Ohne Spruch schickt er den Heiligen nach Haus.

Adolph v. Marées.

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

1.

Der Reiter.

Er lenkte ſchweigend durch die Schlucht ſein Roß;
Bleich war ſein Antlitz; lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Bruſt und Achſel nieder.
Er ließ dem müden Thiere das Gebiß;
Er ſeufzte düſter durch die Finſterniß
Der Föhren: „Gott, warum gabſt du mir Lieder?

Sie ſchliefen Jahre lang in meiner Bruſt,
Wie Erz im Schacht; — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruh'ten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen ſie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten.

Und Keiner weiß es! Alle ſtellen ſie
Sich vor mich hin, und ſagen lächelnd: Sieh'!
Das iſt ein luſtig und ein kräftig Springen!
Das iſt ein friſcher und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieſer Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande bringen.

Sie aber wiſſen nicht, daß er ſchon bald
Verſiegen muß, daß ebbend ſchon er wallt;
Sie wiſſen nicht, daß vor der Thür mein Sterben;
Daß mit dem Blut nur, was bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen ſoll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

Doch murr' ich nicht; ich ſage: ſehet da!
Ich bin ergeben! ich bin Seneka,
Als in die Wanne rauſchten ſeine Adern!
Die Dichtkunſt ſagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh' mir, iſt die Poeſie —
Doch will ich nicht mit meinem Schickſal hadern.

O, hielten ſie mich nur nicht am Gewand,
Und brächten, dieſe Balſam und Verband,
Und die, mein Blut zu ſammeln, Kelch und Schale!
O, könnt' ich ſtill zu Tode bluten mich,
Gleichwie, die Bruſt von eines Fängers Stich
Durchbohrt, ein Hirſch in einem dunkeln Thale.

O, gönnten ſie dem Sterbenden die Ruh'!
O, drückten ſie nur grauſam oft nicht zu
Die Wunde mir, am Herd und auf den Gaſſen;
Und lehrten mich, daß den gewalt'gen Fluß
Verſchließen eher noch mich tödten muß,
Als, pochenden Schlafes, ihn verrieſeln laſſen.

O, ließen geh'n mich meine Wege ſie,
Und fragten nicht: Sprich! was iſt Poeſie?
O Gott, wie oft vernahm ich ſchon die Frage!
O, lächelten und lachten ſie nur nicht,
Wenn, träumeriſch, mit glühendem Geſicht
Und eine Thrän' im Aug' ich ihnen ſage:

Wenn man im Forſt auf einen Eichbaum ſteigt,
Und ſich zum Sitze wählt ſein weit verzweigt
Und rauſchend Haupt mit herbe duftendem Laube,
Und ſinnend dann, die Arme ſtumm verſchränkt,
An die Geliebte, welche fern iſt, denkt,
Und in das Neſt ſchaut einer Turteltaube;

Wenn man am Meer, von ſeinem Schaum benetzt,
Sich einem Fiſcher auf die Schultern ſetzt,
Und ſich hinein läßt tragen in die Wellen,
Die Odyſſee legt auf ſein ſtruppig Haar,
Und ſingt und jubelt, daß er denkt: fürwahr,
Das heiß' ich einen närriſchen Geſellen!

Und wenn auf muth'gen Roſſen man zu Dritt
Macht oder Vieren einen wilden Ritt —
Sieh' da! die lang geſtreckten Renner ſchnauben;
Ihr beugt euch ſpornend vor; ohn' Unterlaß
Wehn euch die Mähnen in das Antlitz! — das
Iſt Poeſie, doch wollt ihr es nicht glauben.

Und wenn man Nachts auf langen Brücken fährt,
Und dumpf ihr Holz vom Hufſchlag murren hört,
Bis das Geſpann urplötzlich wieder ſeinen
Huf klirrend auf das Pflaſter ſetzt, daß glüh
Die Funken fliegen, dann iſt Poeſie
Der erſte Ton des Eiſens auf den Steinen.

Und Poeſie auch iſt's, wenn, wie ein Schwan,
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langſam durchfurchet eines Hafens Mitte,
Und es geſtattet, daß der Kahn ſich ſchmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — ſo liegt
Oft neben einem Palaſt eine Hütte.

Und Poeſie dann, wenn in Gummiſchuh'n
Man einen Neger ſieht im Tauwerk ruh'n,
Des Abends Kühle ſchwebend einzuſaugen;
Er ſchaukelt läſſig ſich, und ſingt ein Lied,
Und ſchaut ihr ihm in's Angeſicht, ſo glüht
Euch, wie ein Stern, das Weiße ſeiner Augen.

Und Poeſie auch würd' es ſeyn, wenn jetzt
Dies ſchwarze Roß von Dänenzucht, entſetzt,
Sich bäumete auf dieſer düſtern Stelle,
Mich ſchleuderte an dieſes Felſenſtück,
Daß plötzlich Nacht umflorte meinen Blick,
Und meiner Stirne dunkel Blut entquölle.

Und wenn alsdann, wenn ich zum letzten Mal,
Beſchienen von der Abendſonne Strahl,
Das matte Aug', die müde Wimper höbe,
Das treue Thier, als klagt' es um mein Weh',
Geſenkten Halſes auf mich niederſäh',
Und warm in mein erkaltend Antlitz ſchnöbe."

2.

Der ausgewanderte Dichter.

(Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus.)

Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horsten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte schüttelnd.
Ich wohne fürder einsam in den Forsten,
Die Menschen fliehend und die Föhren rüttelnd.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde, weh', bin ich geschieden.
Mein erstes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau' ich mir selber bei den Atlantiden,

Kunstlos und rauh; — vom Felsen reiß' ich Farren-
Und ander Kraut, daß ich die Fugen stopfe;
Die moos'ge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt Geklopfe.

Ein leises Wehn spielt mit den dürren Blättern —
Geist dieser Wälder, sei mit meiner Hütte,
Daß sie Orkan und Blitze nicht zerschmettern,
Daß sie der Schnee des Berges nicht verschütte!

Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülde,
Daß ſie nicht gleich ſei dieſer Spur der Klaue
Des Elennthieres auf dem Schneegefilde!

In einer ſolchen Werkſtatt iſt gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze;
Die Büſche blitzen und die Zweige ſchimmern,
Und jede Tann' iſt eine ſtarre Lanze.

Mit rieſ'gem Nacken an den Himmel ſtemmen
Die Berge ſich; ſtill, doch belebt, die Auen.
Am Strome drüben, auf den ſchnee'gen Dämmen,
Seh' ich den Biber ſeine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickicht ragt's gleich Renngeweihen;
Der Biſon bückt ſich, daß den Schnee er lecke;
Das Birkhuhn ſchwirrt, und von der Hinde ſcheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreiſt aus ſeiner Höhle;
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren. —
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele;
Ich dicht' es hämmernd — doch wer wird es hören?

Hinaus, hinaus! der Frühling iſt gekommen.
Der Schnee des Winters rieſelt von den Kuppen;
Der Alligator iſt an's Land geſchwommen,
Und ſonnt am Ufer ſeine grünen Schuppen.

Die Fiſche ſpringen, und die Vögel ſchlagen;
Die Knospen berſten, und die Kräuter ſchießen;
Die Wipfel all, auf denen Tauben klagen,
Streu'n ihre Blüthen flüſternd mir zu Füßen.

Die Hirſche wandeln thalwärts mit den Kühen;
Die Auerhähne ſchütteln ihre Kämme.
Mit ihrem Hofſtaat durch die Büſche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenſtämme.

Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Friſch in den Wald! umduftet mich, ihr Ranken,
Und letzet mich! — ein Weiſel will ich ſchweifen,
Umſchwärmt von meinem Hofſtaat, den Gedanken.

Oft wandl' ich Abends auf die ſteilſten Höhen,
Einſam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freuden hundertmal geſungen,
In dieſe Wälder hab' ich ſie getragen,
Drin nie zuvor ein deutſches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüſterten der alten Bäume Wipfel,
Als ſie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie ſtutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirſch' im Thal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben.

O, ſchmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimatlieder! — Dennoch, als ſie klangen,
Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

Ich lag heut' Nacht in ſüßen, ſtillen Träumen,
Von meiner Heimat und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünſchte, daß ſie mich begruben.

Der Todten und der Lebenden Geſtalten,
Sie traten vor mich. „O, daß Keiner zürne,
Daß ich ihn ließ!“ — Da jäh von einer kalten
Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.

Ich fuhr empor; es war mein Jagdgefährte:
„Du ſchliefſt wohl tief, daß gar nichts du vernommen!
Komm! denn wir ſind den Biſons auf der Fährte,
Und durch den Winipeg ſind ſie geſchwommen.“

Die Indianer ſitzen um die Flamme,
Und ſchüren düſter ſie, ſchweigſame Schürer.
Da plötzlich — wol der Aelteſte vom Stamme —
Spricht zu den Andern alſo einer ihrer:

„In Frieden ruh' er, den wir heut' begruben
Dort, wo den Urwald ſäumet die Savannah!
Nie einem Weißen, dieſem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die Andern ſeiner Farbe;
Drum zu den Rothen hat er ſich geſchlagen.
In unſern dunkeln Reih'n glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm ſeyn? — mit ſeinen Jagdgeräthen
Stand oft er ſinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf, und folgt' uns wie im Traume.

Auch ſtand er einſam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büſche ſah'n ihn die Genoſſen,
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen floſſen.

Der Worte keines haben wir verſtanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verſtanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns ſtets, zu hören ſie, verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich dem Tönen eines
Schilds, der im Wind den Aſt ſchlägt, dran er hanget.

Und um ſich ſchaut' er, war er nun zu Ende,
Und ſah erſt jetzt, daß Keiner ihn vernommen.
Dann drückt' er ſtumm ſein Antlitz in die Hände,
Und iſt zum Wigwam ſtill zurückgekommen.

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr sehen!
Laßt eine Hütt' auf seinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt westwärts, denn sein letztes Flehen
War: Krieger! o, nach Morgen laßt mich schauen!"

Ferdinand Freiligrath.

Gedichte

von

Ignaz Hub.

1.

Der Rheinstrom.

Der alte Gotthard jauchzt, des Greises Locken flammen
Von Schnee und Eis, im Feuerbrand der Sonne,
Der Kräfte Mark durchwühlet seine Adern —
Da bricht der Rhein in jugendlicher Wonne
Hervor aus hohen Felsenquadern,
Genähret von der Milch der Gletscherammen.

Und unaufhaltsam fließet, voll Verlangen,
Der reiche Born aus ihren Mutterbrüsten,
Gewürzet von den frischen Alpenlüften.
Und weiter eilt der Knabe, voll Gelüsten,
Von Fels zu Thal, auf grüne Triften,
Und hält entzückt die Almenflur umfangen.

Er hört die Sagen aus der Sänger Munde,
Hervorgetaucht aus des Gemüthes Bronnen,
Zum Klang des Bariton voll Kraft und Milde.
Und wo er weilt, entſprießen neue Wonnen,
Und Frohſinn herrſcht bei Pflug und Gilde,
Und Becherklang erſchallt in weiter Runde.

Und reich und ſtattlich wogt er durch die Lande,
Zu ſeinem Dienſt erſcheinen die Genoſſen,
Und folgen ihm als ihrem Herrn und Meiſter.
Geſattelt auf den weißen Waſſerroſſen
Geleiten ihn die friedlich guten Geiſter,
Der Nixen Sang ertönt vom Uferrande.

Und Liebe ſinnt den wunderſamen Tönen,
Die weich und bange durch die Seele gleiten,
Den ſchönen Traum beſeelen und zernichten.
Die Lurlei greift melodiſch in die Saiten,
Und locket an die Felſenſchichten
Den Schiffer durch die Zaubermacht des Schönen.

Des Berges Pagen, ſeine Gnomen, wachen,
Wo himmelan die ſieben Hügel ragen,
Um ſeiner Zelte königliche Gruppe.
Dort haben ſie ein Wunderſchloß geſchlagen
Von ſeltner Art auf ſteiler Kuppe,
Da rauſcht die Sage nieder von dem Drachen.

O Rhein, warum nicht länger hier verweilen?
Was flieh'n die Reize lieblicher Geſtalten,
Wo Paradieſe froh dich noch umfangen?
Du eilſt hinab, die Stirn' voll düſtrer Falten,
Den grünen Mantel umgehangen —
Was ſchlug die Wunde dir, was ſoll ſie heilen?

Das Alter naht, da gilt's ein mürriſch Sinnen,
Die Größe nicht, die Luſt nicht will behagen,
Das Alter folget gern den eignen Grillen.
In dürre Steppen hat er ſich geſchlagen,
Und ſeht, die Sandvampyre ſchwillen
Von ſeinem Blut — ſein Leben muß zerrinnen.

2.

Faliero.

Venedig war verſtummt, auf ſchwarzen Elderdunen
Entſank die Nacht und wob den Flor um die Lagunen.

Die Stadt mit ihrer Pracht, den fluthumkränzten Wällen
Entſchläft, es ſchweigt der Lärm und der Piazza Gällen.

Der alte Doge ſaß noch einſam im Palaſte,
Gereizter Stolz und Groll erboten ſich zu Gaſte.

Verhöhnet ſah der Fürſt des jungen Weibes Tugend,
Der Dogareſſa Schimpf entflammt ſein Mark voll Jugend.

Es tobt ſein wildes Blut und ſeine Nerven zittern —
So folgt dem ſichern Blitz der Donner in Gewittern.

Zu ſeinen Füßen lag die reiche Herzogmütze,
Zu arm, daß Herrſcherprunk den ſtolzen Herzog ſchütze.

Und tiefen Ernſtes ſchaut er auf Sankt Markus nieder,
Die ſtille Nacht nur hallt vom Meergeſtöhne wieder.

Er rollt den Blick: „O Stadt, der alte Henker nachtet,
So deine Nobili beim Morgenglühen ſchlachtet.

Ihr Vierzigherr'n, ihr Zehn, voll Schrecken in Beſchlüſſen,
Der Herzog darf ſie ſeh'n, mit ſeinem Siegel küſſen!

Du feile Signorie, du Rath voll Martertücke,
Die böſe Stunde naht, daß euch der Wolf zerſtücke!

Nicht will Marino ſich ſo frecher Willkür beugen —
Sankt Markus ſei's Signal, Sankt Markus ſoll's
bezeugen!“

Schon herrſchte Mitternacht; im gelben Mondlichtflimmer
Umarmt der ſtille Golf der Pauluskirche Trümmer.

Der Doge ſchaut bewegt; dort ruhen ſeine Ahnen,
So groß und mächtig einſt, auf Ordelafo's Fahnen.

Da ſchaudert ihn — es drückt der Schlaf die Augenlieder,
Zu kurzer Ruhe ſtreckt auf's Lager er die Glieder.

Bald leitet Schlummer ihn in's ſtille Reich der Träume,
An Piaveſella's Strand, in ſeiner Heimat Räume.

In Farben, friſch und reich, geſtalten ſich die Bilder
Vor ſeinem Blick und fliehn gelaſſen bald und wilder.

Da drückt den Nacken nicht des Alters schwere Bürde,
Da übt er freie Macht, Podesta seiner Würde.

So malt Erinnerung in oft grotesken Zügen,
Und strafet ihr Gebild' im Gegensatze Lügen.

Und still, der Doge, still! wie bang er seufzt, er lallet!
Was ist's nur, das so tief durch seine Seele wallet?

Doch seht, aus schwarzem Duft in gräulichen Conturen
Entrollt ein Schaugemäld' unheimlicher Naturen.

Zu seinen Füßen kriecht, es der Monstranz zu klagen,
Der Bischof im Ornat, geschmähet und geschlagen.

Der hebt zum Schwur die Hand, als ruf' er Gott zum Zeugen:
„Wie du den Herrn gebeugt, wird dich der Himmel beugen!"

So schlägt der schwere Fluch gewaltig ihm zu Ohren;
Was einst ein Tag geschaut, hat jede Nacht geboren.

Noch hört er's an mit Graus, da wechseln die Gestalten,
Wo Säulen blutigroth sich am Balkone halten.

Er hört zum erstenmal Venedigs Gruß erschallen,
Wo der Gerechtigkeit die Missethat verfallen.

Ein grauer Nebel drückt die Stätte ſchwer und düſter,
Und in des Volkes Ruf miſcht Ahnung ihr Geflüſter.

So war es einſt. Doch wie, was ſucht er jetzt? Es ſtarret
Sein Auge regungslos nach einem Ort und harret.

Im Saal des großen Rath's da ſteh'n die Herzogbüſten,
Nach einem Ehrenrang mocht' drinnen ihn gelüſten.

Doch wie? Entſetzlich! Iſt ſein Thatenruhm verſtummet,
Daß ringsum Trauerflor ſein Bildniß tief vermummet?

Du Held von Iſtria, wo iſt dein Ruhm geblieben?
Wer hat der Ungarn Macht bei Zara aufgerieben?

Ein hohler Schatten dehnt ſich um des Marmors Rinde,
Um ſeine Lorbern webt Vernichtung ihr Gewinde.

Ein bang Geſicht, fürwahr! Im Traum erzeugt — zerſtoben!.
Doch ſchaut der Geiſt oft klar, was Zukunft hat gewoben.

Deß harret des Signals vom fürſtlichen Rebellen
Die eiderprobte Schaar der finſtern Bundgeſellen.

Die Waffen liegen blank, ſchon grüßt aus tauſend Augen
Der Tod Venedig an, ſein Herzblut auszuſaugen.

Er blickt aus jedem Dolch, er lauſcht in Feuerſchlünden,
Im ſchrecklichen Ruin Verderben anzuzünden.

Nicht ſchläft Verrath. Schon ſaß verſammelt rings im Chore
Der Giunta hoher Rath im Haus San Salvadore.

Da horch! ein dumpfer Klang ſchallt von Sankt Markus nieder,
Der Glocke düſtrer Ton hallt voll Entſetzen wieder.

Und jeder Mund verſtummt, die bangen Blicke fragen —
Der Herzog läutet Tod; ſein Klang will ihm behagen.

Umſonſt, es ſiegt Verrath. Die Würfel ſind gefallen!
Die Marterkammer zwingt der Folterklage Lallen.

Die Seufzerbrücke führt voll Jammer zu den Dächern,
Wo die Verzweiflung wühlt in ſchaurigen Gemächern.

Zu Häupten kocht das Blei der Sonnenbrand, o Grauſen!
Und ſiedet das Gehirn in ſtummen Wahnſinnpauſen. —

An einem frühen Tag erblickt man einen Alten
Auf ſeinem letzten Gang die Hände betend falten.

Ein grauer Nebel drückt die Stätte, ſchwer und düſter,
Und in des Volkes Ruf miſcht Ahnung ihr Geflüſter.

Venedigs Herrſcher wirft hinweg die Purpurſchleppe,
Und blutig rollt ſein Haupt hinab die Rieſentreppe.

Beim Fackelſchein der Nacht da wogt auf leichtem Kahne
Ein ſtummer Leichenzug zu Ordelafo's Fahne.

Entſetzen aber hielt im Kloſter Clara-Santa
Die Signorie der Nacht — die Capi de' Quaranta.

3.

Das Auto da Fe der Todten.

Im Kloſtergang zu Avila
Dort hält um Mitternacht
Der Prior von Segovia
Auf ſeinem Grabe Wacht.

Die Domuhr zu Sevilla ruft
Den Kardinal zur Beicht;
Mit Stab und Inful aus der Gruft
Der alte Sünder ſteigt.

Herr Ferdinand von Aragon
Verläßt ſein Todtenſchloß;
Der Ständerath von Tarragon
Geleitet ſeinen Troß.

Und dumpf erdröhnt zu Avila
Der Grabesriegel Klang;
Den Prior von Segovia
Gemahnet der Empfang.

Die Gäſte nah'n in ſtummer Qual
Mit der Verzweiflung Hohn;
Im Scharlachkleid der Kardinal,
Der König mit der Kron'.

Im ſchwarzen Habit der Prior
Zur Beichte ſitzt bereit.
Es brauſt dem Kardinal in's Ohr:
„Verflucht in Ewigkeit!“

Der ſtreckt empor den Knochenarm:
„Du ſei vermaledeit,
So wahr ſich nie die Höll' erbarm',
In alle Ewigkeit!“

Der König wirft die goldne Kron'
Vom Haupt im bittern Spott:
„Mir Fluch und euch von Tarragon,
Dir Fluch, dem Rächer, Gott!“

Und durch den öden Gang erſchallt
Ein Wehruf tauſendfach,
Daß es durch Spanien wiederhallt
Und weckt die Opfer wach.

Der Mönche Schwarm in Ordenstracht,
Die Familiares all',

Erheben ſich aus Grabesnacht,
Als ging's zu Feſt und Ball.

Dann wallt das Armeſünderheer
Der Inquiſition
Im gelben Sanbenito her
In langer Prozeſſion.

Die ſpitzige Koroza baß
Auf ihren Schädeln kahl,
So geht der Zug ohn' Unterlaß
Und rächt ſein Tribunal.

Inmitten trägt ein Todtenchor
Drei Särge, roth geflammt;
In einem lieget der Prior,
Im andern der in Sammt.

Im dritten der in Hermelin,
Bedeckt von Alterſchnee —
So wallt die Todtenſchaar dahin
Und hält Auto da Fe.

Und ſchrecklich hallt wie Donnerſchlag
Ihr Fluch durch Welt und Zeit:
„Verflucht bis an den jüngſten Tag,
Verflucht in Ewigkeit!“

4.

Der Wildhauer.

Am Sprung des Felſenforſtes hervor an kahler Flüh'
Graſet ein armer Aelpler mit Lebensangſt und Müh'.

Er ſchleudert über Klippen das friſche Weidenkraut,
Das von den Schichten einſam zur Alpung niederſchaut.

Da unten prangt im Thale der zarte Güldenklee,
Hoch oben aber ſikert durch Gletſcher-Eis der Schnee.

Der Arme darf nicht mähen in jenem Maienthal,
Um ſchroffe Firnen ſucht er ſich ſein Erwerb zumal.

Und wie er auf die Harke ſich lehnt zu kurzer Raſt,
Sein Aug' an Salzläkinen ein Gemſenpaar erfaßt.

Und raſch durch Dorngeſtrippe verfolgt er ihren Gang,
Verderblich ſcheint das Wagniß, doch reizend iſt der Fang.

Er klimmt an Zackenfelſen empor von Eiskriſtall,
Rings vom Lawinendonner erdröhnt der Wiederhall.

*

Vor ſeinen Blicken öffnet der Abgrund ſeine Kluft
In ſtummen Labyrinthen, wo nur der Sperber ruft.

Schon glaubt er ſich am Ziele; ein keckes Wagen nur —
Da plötzlich wie verſchwunden iſt vor ihm jede Spur.

Und kann nicht vorwärts dringen und kann nicht mehr hinab,
Dort ſtarren jache Schründe, hier gähnt das offne Grab.

Und keine Leiter führt ihn durch einen Felſenſpalt,
Das Blut vom Ritz der Hände gewährt ihm keinen Halt.

Und keine Rettung, keine, was auch Verzweiflung ſucht,
Da ſtürzt er ſich vom Abhang hinunter in die Schlucht.

Und ſieh, die Wolken tragen ihn ſanft, ihn wiegt's wie Flaum
Auf unſichtbaren Schwingen, den Augen traut er kaum.

Und linde ſetzt's ihn nieder auf einem Bett von Moos,
Die Wieſenanemonen verkünden ihm ſein Loos.

Die ſilbernen Narziſſen erſchließen ihre Bruſt,
Und Hyazinth' und Lilas verhauchen ſüße Luſt.

Von Hängebirken wölbet ſich über ihm ein Dach
In milder Frühlingsfarbe, das ſchönſte Prunkgemach.

Und bunte Vögel ſingen ihr Lied am Waſſerfall,
Aus duftigen Bosketten frohlockt die Nachtigall.

Im leichten Tanze ſchaukelt durch Rosmarin der Bach
Und Silberſchwäne ziehen ein Muſchelkähnchen nach.

Drin ſitzt der Fürſt der Sylphen im funkelnden Gewand,
Er hält den Lilienzepter in ſeiner zarten Hand.

Ein Diadem von Roſen, von Myrtengrün umlaubt,
Umfängt im Kuß des Lenzes ſein ſchönes Lockenhaupt.

Er winkt — ein Maienwölklein, gegoſſen aus Lazur,
Zu ſeinen Füßen ſinket und trägt ihn auf die Flur.

„Dich hat“ ſo ſprach er lieblich zum Aelpler hingewandt,
„Der böſe Geiſt der Gnomen auf jene Schicht geſandt.

In einer Alpenroſe verborgen, tief am Spalt,
Gewahrt' ich an dem Forſte des Feindes Aufenthalt.

Hoch auf des Schreckhorns Scheitel, in ſeiner Kammern Nacht,
Da ſchmiedet er Verderben mit ungeſtörter Macht.

Er ſchicket ſeine Boten durch alle Berge aus,
Sie ſtürzen von den Säulen der Eiswand mit Gebraus.

Sie heulen in dem Wildbach, der über Klippen rollt,
Und hämmern in Geklüften, wenn dumpf ein Ruf grollt.

Oft wenn auf dunklen Pfaden der Wandrer ſich verirrt,
Verrammeln ſie die Wege und machen ihn verwirrt.

Und Mancher liegt an Felſen in Todesnacht, zerſchellt;
Die Guten zu beſchützen, iſt meine Macht beſtellt.

Ich kenne dein Bemühen und deinen regen Fleiß,
Zieh heim! Du ſiehſt die Pfade gebahnt auf mein Geheiß.“

Der Wildrer zog von dannen — um ihn ein Luſtrevier —
Darüber wob den Schleier der Himmel von Sapphir.

In blauer Ferne ſtanden die Gletſcher vor ihm ſtill,
Seladongrün die Bänder, den Mantel von Beryll.

Und als der Abend mälig die Roſenſchleifen band,
Da malten duftig luftig die Gletſcher ihr Gewand.

Es trieben von den Triften die Herden allzumal,
Und von der Alme ſtieg er hinab in's Sennerthal.

Da prangten Quitten golden, noch ſang am ſtillen Ried
Sich wiegend auf den Dolden der Emmerling ſein Lied.

Und tauſend Blumen blühten vor ſeiner Hütt' am Hag,
Und drinnen gab's ein Jubeln, als wär' ein Feſtgelag.

Geſchmückt mit Laubgewinden, erleuchtet ſtand das Haus,
Da gingen viele Gäſte gar ſeltſam ein und aus.

Sie grüßten ihn gar freundlich im ſchallenden Toaſt:
„Willkommen Herr vom Hauſe! Glückauf zu Jägerraſt!“

Sie ſangen und ſie tanzten, kredenzten ihm den Wein,
Und zechten und frohlockten die ſpäte Nacht hinein.

Derweil umarmt der Schlaf ihn, zur Rache aber goß
Der Gnom' in ſeinen Schachten ein ſicheres Geſchoß.

Der Sylphenkönig raubt es — ſchon blitzt im Morgenſtrahl
Dem Wilderer entgegen der Waffe blanker Stahl.

Von Träumen noch umfangen verſucht er bang das Spiel;
Doch welche Wunderwaffe! nie fehlet er ſein Ziel.

Er holt aus hohen Lüften in's Thal den ſtarken Weih,
Er bohrt im ſteilen Horſte des Adlers Herz entzwei.

Da graſt fortan am Forſte der Aelpler nimmermehr,
Bald ſchaut verwundert Alles auf ihn und ſein Gewehr.

Und Tell, den Schützen, preiſen die Schweizer weit
und breit;
Er hat einmal getroffen, das war zu rechter Zeit!

Ignaz Hub.

Gedichte

von

August Schnezler.

1.

Waldblätter.

1.

Horch! ein Abendlüftchen säuselt
Durch den stillen grünen Wald,
Und der Weiher, leichtgekräuselt,
Rauschet ihm die Antwort bald.

Und die Blätter mischen alle
Traulich flüsternd sich hinein,
Und mit sehnsuchtsvollem Schalle
Fallen alle Vögel ein.

Nun im Wald so schönes Klingen,
Ueberall aus allen Zweigen,
Dichter! nun wenn Alle singen,
Soll die Menschenstimme schweigen?

2.

Horch, die Käfer
Summen leiſe
Um den Schläfer
Ihre Weiſe:
„Sprühn herunter
Thauperlfunken,
Wir ſind munter,
Wir ſind trunken.“
Sommerſchwüle
Drückt ſo ſchwer,
Bächlein kühle
Rauſchen her,
Sägemühle
Klingt fern her;
Tannenbäume
Säuſeln Lieder,
Flüſtern Träume
Auf mich nieder,
Von dem lauten
Mühlenrädchen,
Von dem trauten
Müllermädchen —
Was ich fühle
Niemand weiß,
Sommerſchwüle
Drückt ſo heiß!

3.

Der Köhler wandelt um den Meiler ſtill,
Und wo nur irgend aus dem Krater auf
Die Flamme ungeduldig brechen will,
So wirft er ein Paar Schaufeln Erde drauf.

Ach! aus wie manchem Herzen bricht die Glut
Spät oder früh ſich einen Weg herauf,
Bis jener Mann kommt, welcher es beruht,
Und ſchüttet ein Paar Schaufeln Erde drauf.

4.

Dort zwiſchen den grünen Bäumen
Da ſäuſelt der friſche Wind,
Dort drüben über dem Stege
Da wohnet des Jägers Kind.

Wir haben einander ſo gerne,
Wir haben uns gar zu lieb;
Der Vater hält aber uns ferne,
Er meinet, ich wär' ein Dieb.

Ich droh' ja mit keinen Schüſſen
Den Hirſchlein in deinem Bann,
Dein Töchterlein will ich nur küſſen,
Du grämlicher alter Mann!

5.

Ich lag auf ſchwellendem Mooſe gelagert im grünen Wald,
Da kam mit ſüßem Gekoſe der Reigen der Träume bald,
Und führte weit mich von dannen auf ſchwindliger Wechſelbahn,
Vorüber ſchwanden die Tannen, mich lachten Orangen an,
Vorüber ſchwanden die Klüfte, die zackigen Alpen flohn,
Es hauchten würzige Düfte, klang ſüßerer Vögel Ton;
Wohin ich ſchaute war Segen, der Himmel ſo wunderblau,
Mir lachten Augen entgegen ſo feurig und liebeſchlau,
Mir war im Buſen darinnen ſo ſelig und weit und klar,
Vor meinen ſchlummernden Sinnen der Nebel gefallen war, —
Schon ſah den Himmel ich offen, da ward ich geweckt geſchwind,
Von Tannenzapfen getroffen, geſchüttelt vom deutſchen Wind.

2.

Uferſpatziergang.

Der Geiſt des Weins am Ufer ſtund
Und rief hinab zum Waſſergrund:

„O Geiſt des Waſſers! komm herbei
Du wunderholde Waſſerfei!“

Der Weingeiſt und die Waſſerfei,
Vertraulich wurden bald die zwei.

Ein Weinwirth ſegnete den Bund,
O läg' der Pfaff im tiefſten Sund!

3.

Edelmuth.

Ich hab' ein Männchen kennen gelernt,
Das war ſo edel, ſo edel!
Es hat die Fliegen nur entfernt
Mit einem Fliegenwedel.

Es hat noch keiner weh gethan,
Noch keine todt geſchlagen,
Das war ein frommer, chriſtlicher Mann
In unſern ſündigen Tagen!

4.

Die drei Savoyarden.

Wie wirbelt der Schnee! horch! wie ſauſet der Wind!
Schon dämmert der Abend heran,
Und über die knarrende Bahn
Mit fliegenden Schritten, geſchwind, geſchwind,
Denn es wird kälter und trüber,
Ziehn noch drei Wandrer vorüber.

Drei kleine Savoyarden ſind es,
Vertraut mit jedem Ungemach
Des rauhen Froſtes und des Windes,
Von Kindheit ohne Dach und Fach;
Allein in dieſer Schule lernten
Sie früh ſchon die Zufriedenheit,
Die Millionären und Beſternten
Nur ſelten ihre Würze leiht.

Wohin denn noch heute? Paris iſt das Ziel;
Dort hoffen ſie reichen Gewinn,
Und fröhliche Lieder im Sinn,
Im zitternden Arme das Saitenſpiel,

Das Murmelthier zum Begleiter,
So geht es ſorgenlos weiter.

Sie denken ſchon auf alle Arten
Ihr künftiges Gewerb ſich aus,
Sie ſchicken ſchon von dem Erſparten
Den armen Eltern was nach Haus,
Die, einſam im Gebirge lebend,
Dem rauhen Mangel blosgeſtellt,
Ach! zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend,
Die Kinder ſchickten in die Welt.

Scharf ſchneidet die Kälte, da ſinket die Nacht
Herab auf die waldige Flur,
Vom Wege verliert ſich die Spur,
Es ſeufzet die Eiche, die Fichte kracht,
Von ſchwerer Schneelaſt gebeuget,
Die neu ſich immer erzeuget.

Doch fruchtlos ſchmiegen ſich die Kleinen
In das zerriſſene Gewand,
Ein jeder haucht mit bitterm Weinen
Sich oft in die erſtarrte Hand;
Dem Mund entſchlüpfen leiſe Klagen,
Die Augen ſind vom Schlafe ſchwer,

Und ach! die wunden Füßchen tragen
Fast die Ermüdeten nicht mehr.

Hell leuchtet der Schnee über Berg und Thal,
Da dämmert der Morgen herauf,
Die Sonne beginnet den Lauf,
Doch öffnet ihr freundlicher, warmer Strahl,
Die eisigen Augenlieder
Der Savoyarden nicht wieder.

O seht! sie liegen fest umschlungen,
Noch wie der Schlummer sie befiel,
Erstarrt das Murmelthier, gesprungen
An ihrem Haupt das Saitenspiel.
Am Fuße drei verschlungner Eichen
Entschliefen sie zur letzten Ruh,
Und die vereinten Bruderleichen
Deckt sanft ein einzig Schneebett zu.

5.

Iris.

Einen ſchönen Irisbogen
Sah ich geſtern Nacht gezogen
Plötzlich um mein Kerzenlicht.
Meine Blicke waren feuchte —
Regenbogenſchimmer leuchte!
Hoffnung! bleibe kein Gedicht!

6.

Noah.

Noah ſandte ſeine Taube
Sehnſuchtsvoll auf Kundſchaft aus,
Und ſie kam mit grünem Laube
Wieder in ſein ſchwimmend Haus.

Meine Hoffnung, eine Taube,
Mädchen! hab' ich dir geſchickt;
Doch ſie kehrt nicht mehr, ich glaube,
Du haſt ihr das Herz geknickt.

7.

Albertus Magnus.

An dem alten braunen Tische
Einst Albertus Magnus saß,
Langte sich aus dunkler Nische
Manches Buch und schrieb und las;
Dachte hin und dachte her
Ueber Gottheit, Welt und Leben,
Doch der Kopf ward ihm nur mehr
Voll gelehrter Spinneweben.

Eifrig thät' er sich befleißen
Der geheimen Wissenschaft,
Spähte nach dem Stein der Weisen,
Und nach der Gestirne Kraft;
Dachte hin und dachte her
Ueber Menschen, Thiere, Pflanzen,
Doch der Kopf ward ihm nur schwer,
Und er kam zu keinem Ganzen.

Wie nun in die Folianten
Er ſo tief verſunken ſaß,
Forſchend nach dem Unbekannten
Das Bekannte faſt vergaß,
Oeffnet ſtille ſich die Thür,
Und ein Mädchen wie ein Engel
Tritt an ſeinem Tiſch herfür,
Haltend einen Lilienſtengel.

Glanz umſtrahlet ihre Locken
Wie aus himmliſchem Gefild,
Und Albertus ſieht erſchrocken
Plötzlich dieſes Wunderbild;
Doch die Jungfrau ſpricht ihn an,
Lächelnd mild ihr Antlitz blicket,
„Sag', Albertus! welch ein Wahn
Hielt ſo lange dich umſtricket?

In der Weſen Quell zu dringen
Mühſt du dich vergebens ab,
Kann der ſchwache Menſch erzwingen,
Was ihm die Natur nicht gab?
Willſt du denn im Bücherſtaub
Suchen deine ganze Nahrung?
Geh! des Waldes Frühlingslaub
Gibt dir beſſ're Offenbarung!

Auf! beginn ein neues Leben!
Noch fünf Jahre ſind jetzt dein,
Wer die Schleier nicht kann heben,
Lern' im Glauben ſelig ſeyn!
Drum von heut an ſollſt du nie
Ueber Welt und Gott mehr grübeln,
Solcherlei Philoſophie
Iſt das Schlimmſte von den Uebeln."

Mit dem Lilienſtengel leiſe
Rührt das Mädchen Alberts Stirn,
Hell auf wunderſame Weiſe
Fühlt der Greis nun ſein Gehirn;
All ſeine Philoſophie
Drin vergeſſen und verſchwunden,
Doch dafür hat er noch nie
Sich ſo leicht und wohl befunden.

Und die Jungfrau war geſchieden,
Hin, woher ſie kam zurück,
Und der Greis fand endlich Frieden,
Endlich das erſehnte Glück.
Alle Bücher ſchlug er zu,
Draußen auf den grünen Triften
Las er Glauben, Weisheit, Ruh,
In den Stern- und Blumenſchriften.

Einſtmal einen Lilienſtengel
Hielt er ſinnend in der Hand,
Wohl gedenkend an den Engel,
Der einſt mahnend vor ihm ſtand;
Denn fünf Jahre waren um —
Sanfter Schlaf umfieng den Greiſen,
Im verhüllten Heiligthum
Fand er wohl den Stein der Weiſen.

8.

Schmied's Liebchen.

Wenn mein Schatz den Hammer schwingt,
Alles hell im Thal erklingt,

Und sein feurig Auge blitzt,
Wie das Eisen Funken spritzt;

Liebster Schmied, mein liebster Schmied,
Komm und sing' mir auch ein Lied!

Schau, die Sonne geht zur Ruh,
Schließe nun die Schmiede zu!

Komm und trink den kühlen Wein,
Deine Liebste schenkt dir ein.

Laß den Ambos und das Erz,
Horch an deiner Liebsten Herz!

Horch, da drinnen ohne Ruh'
Pocht ein Hammer immer zu;

Wenn dein Herz an meinem ruht,
Pocht es frisch in heller Glut.

Laß uns Aug' in Auge seh'n,
Vor die rechte Schmiede geh'n.

Du bist meines Glückes Schmied,
Komm und sing mir auch ein Lied!

O wie brennt's in voller Glut,
Wenn dein Herz an meinem ruht!

9.

Gib Acht!

Die ſchöne junge Müllerin
Die kommt mir nimmer aus dem Sinn.
Einſt ging ich an dem Mühlenbach,
Da rief ſie mir ſo ſchelmiſch nach:
„Gib Acht! gib Acht!
Du fällſt gewiß in Bach!“

Und immer wandl' ich jenen Weg,
Da winkt ſie mir vom Mühlenſteg,
Und um und um das Rad ſich dreht,
Und der Verſtand mir ſtille ſteht:
Gib Acht! gib Acht!
Dein Köpflein wird verdreht!

Das Mühlenrädchen klappert ſehr,
Das Müllermädchen plappert ſehr;
Und fall' ich ihr mit Küſſen drein,
So ruft das loſe Mägdelein:
„Gib Acht! gib Acht!
Willſt du gepudert ſeyn?“

10.

Zwei Bildchen.

Ein Fräulein geht spatzieren ganz funkelnd voll Geschmeid,
Ganz nach der letzten Mode im bunten Flitterkleid;
Sie macht so zarte Schrittlein behutsam und genau,
Und fürchtet naß zu werden von jedem Tropfen Thau.

Ein Mägdlein geht spatzieren durch Wald und Wiesenplan,
In einem weißen Kleidchen, braucht kein Geschmeide dran;
Vor ihrem Liebreiz scheinen die reichsten Fräulein arm,
Wie schmiegt sie sich so innig an ihres Buhlen Arm!

Das sind verschiedne Bildchen, und was bedeuten sie?
Es ist Gelehrtenstuben- und Volkes-Poesie.

August Schnezler.

Coblenz, 1836.
Druck und Papier von Wilh. Mainzer.

PT 1172 .R5 C.1
Rheinisches Odeon.
Stanford University Libraries
3 6105 034 698 840

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE